Unterwelt

Otto Stoessl


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Unterwelt

Novellen von Otto Stoessl

1917

München und Leipzig bei Georg Müller

Inhalt

Homo homini lupus

Der Kinematograph

In der Gegend der Reichsbrücke, längs des Donauufers und in den Gassen am Saum des Praters, in der Nähe der Frachtenbahnhöfe der Nordbahn, der Holzstapelplätze, Kohlenrutschen, Lagerhäuser und Magazine bis gegen Nußdorf und Floridsdorf haust eine wunderlich durchmischte Gesellschaft. Die tieferen Schichten des Mittelstandes – kleine Beamte, von Kindersegen und Schulden bedrängt – versinken hier sacht in die rings umflutende Masse des Proletariats, dessen Heer aus heimatvertriebenen Bauern, herabgekommenen Bürgern immer wieder ergänzt und zerrüttet und seine mühsam errichteten und geregelten politischen und wirtschaftlichen Einteilungen der Arbeiter in den Fabriksbetrieben und Verkehrsanstalten, der Schlosser, Eisenbahner, Tramwaybediensteten durch die zudringenden, gleichsam wilden Scharen der Tagelöhner, der Hungernden und Arbeitslosen, der Lastträger, Ziegelschupfer, Gelegenheitsucher immer aufs

neue gefährdet sieht. Auch hier muß eine halbwegs geordnete untere Gesellschaft sittliche und wirtschaftliche Dämme gegen die gefürchtete wühlende Kraft aus der Tiefe errichten. Mit der Gleichheit aller hat es seine Wege. Die Natur stellt gerade hier mit der grausamen Schöpfermannigfaltigkeit ihrer fruchtbaren Leistung immer neue, immer entsetzlichere Spielarten des Menschen hin und gibt ihnen mit dem Leben und seinen ursprünglichsten, durch äußeren Zwang unbeirrbaren, ja doppelt ausgeschärften Trieben das bittere Anrecht auf Geltung.

Diese Triebe, unabweisliche Gebieter der unterweltlichen Gestalten, stürzen den einzelnen noch tiefer hinab, als es die Grausamkeit seiner wirtschaftlichen Lage zu fordern scheint. Und daß die Leidenschaft gerade hier ihre Freistatt findet, wo Hunger, Entbehrung aller feineren Lebensreize, schwerfällige Vernunft, verkümmerter Geist, heillos verwirrte gesellschaftliche Verhältnisse, beharrliche Dumpfheit aller Zustände ihre Ausbrüche ins maßlose verstärken, erzeugt eine völlige Dämonie der Instinkte und eine zugleich furchtbare und komische Tragik des Elends mit unheimlichen Bocksprüngen, die gleich Lemuren im Dämmerlicht einer Unterwelt, als ein Schauertraum

und Alpdruck wirken müßten, wenn man sie auf der Bühne der Oberen erblickte.

Frau Käthe Vries, die Gattin eines Bahnbeamten, welche in engen Verhältnissen eine bescheidene, schuldenfreie und reinliche Wirtschaft führte, suchte eine Bedienerin für die gröbere Arbeit ihres Hausstandes und nahm auf die Empfehlung einer bekannten Waschfrau eine junge Person, welche sich mit wahrem Feuereifer auf die gebotenen Verrichtungen stürzte, die ihr wie ebenso viele Vergnügungen von der Hand gingen. Sie lachte immerzu, als stünde sie in einem fortwährenden Fest. Sie schien zutraulich und schwatzte dies und das bei der Arbeit, aber die Herrin hatte Mühe, zu verstehen, was die Bedienerin sagen wollte, denn solche Personen haben merkwürdige Ausdrücke, die ihnen durchaus gebräuchlich, den Angehörigen der oberen Schichte aber ganz rätselhaft sind und die Kenntnis von Zuständen voraussetzen, denen die Herrin oft genug und zum Glück völlig fremd gegenübersteht, auch sprach die Toni ein gebrochenes, tschechisch unterwachsenes Kauderwelsch von Deutsch, denn sie stammte aus einer slawischen Gegend Mährens und wohnte, soviel Frau Vries erriet, bei einem Ziehvater mit einer zahlreichen Familie in einer der nahen Gassen.

Der Ziehvater mochte sehr streng, ja gewalttätig sein, denn das Mädchen sprach mit einer gewissen Angst von ihm, zuweilen aber auch mit einem überlegenen Lächeln, ja mit Hohn, als ob sie ihn, nicht er sie beherrsche, und als ob sie sich reichlich auch an ihm schadlos halte. Oft erschien sie mit einer Schramme oder blutunterlaufenen Beule im Gesicht und lachte: „hat der Tatti mich geschlagen." Gelegentlich sah Frau Vries sie vom Fenster aus auch in der Begleitung ihres Ziehvaters auf der Straße herkommen, wobei die kleine, schlanke, bewegliche Person sich auf lächerliche Weise in den Hüften wiegte und tänzelte und immer ein paar Schritte von dem Manne entfernt hielt, der hinter ihr breit und schwerfällig in einem erdfarbenen Gewand und schweren Stiefeln einherging, eine Schirmkappe, wie Bauern sie tragen, auf dem fahlblonden Kopfe.

Die Toni schien der anmutigen und bei aller Bescheidenheit ihrer Lebensumstände doch wohlgepflegten und sorglosen Frau weder hübsch noch sonderlich jung, die im stillen sehr erstaunte, als die Bedienerin ihr Alter mit achtzehn Jahren angab, wobei sie auf drollig gefallsame Art den Kopf drehte und wandte als ein Mädchen, das seiner Reize und Macht wohlbewußt ist.

So konnte auch diese kleine, von der Natur mit grober Hand gedrechselte, einfältig und derb, aber immerhin leicht gebildete Gestalt, dieses dürftige Gesicht, mit unruhigen, regellosen, durch Arbeit, Entbehrungen und frühe Erfahrung geschärften Zügen, mit den törichten kleinen schwarzen Augen, die nicht den Verstand eines erwachsenen Menschen, wohl aber die List eines geschmeidigen Tieres verrieten, mit einem halb lüsternen, halb kindischen Munde für Männer ihres Umganges als schön, gefährlich, ja betörend gelten. Frau Vries lächelte bei dieser Vorstellung und überlegte die Frage nicht weiter, obgleich die Toni durch manche Wendung des Gesprächs die Aufmerksamkeit ihrer Herrin gerade auf ihre weiblichen Reize und Schicksale mit bescheidenem, doch sicherem Selbstbewußtsein zu lenken suchte. Hier aber hatte sie ihre Arbeit zu tun, verrichtete sie ordentlich und eifrig und mehr kam nicht in Betracht.

Da sie inständig aufs Verdienen aus war und bei der Ungeschicklichkeit solcher Personen in Geldsachen leicht geprellt werden konnte, kaufte ihr Frau Vries ein Sparkassenbuch und legte ihr den Teil des Lohnes, den die Zugeherin allmonatlich zu erübrigen erklärte, ein. Die junge Person schien dadurch von einem plötzlichen Eifer

des Sparens und einer wahrhaften Geldwut erfaßt, so daß Frau Vries sie einmal fragte, ob sie etwa eine zweite Bedienung übernehmen wollte, sie kam nämlich morgens nicht vor acht, nachmittags erst nach vier und nur immer auf eine Stunde, da konnte sie leicht auch anderwärts eine ähnliche Beschäftigung versehen. Und Frau Vries wußte zufällig eine, bei einem Kapitän der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, einem Jugendfreunde ihres Gatten. Zur Zeit der geschlossenen Schiffahrt im Winter und wenn sein Dampfer sonst zwischen einer Reise und der nächsten im Hafen lag, hatte er eine kleine Witwerwohnung in der Nähe inne, die er von einer verläßlichen Person im Stand gehalten wissen wollte. Die Toni stimmte aufs freudigste zu, stellte sich dem Kapitän vor, wurde aufgenommen und berichtete es der Frau Vries begeistert und dankbar, nicht ohne zu beteuern, wie der Herr Kapitän noch so jung und ein so hübscher Mann sei, wobei sie sich ängstlich umsah und flüsterte, der „Tatti" dürfe nicht wissen, daß sie bei einem Junggesellen diene, er sei so viel streng. „Alte Mann" nickte sie spöttisch-bedauernd. Frau Vries machte sich über die Geheimnisse ihrer Bedienerin keine Gedanken weiter, als höchstens, daß der Ziehvater um die Ehre seiner

Pflegetochter besorgt, vielleicht Gefahren für ihre Tugend fürchtete, die indes bei dem feineren Geschmacke des Kapitäns wohl unangefochten blieb, wenn sie sich nur sonst hinreichend bewährte.

Einmal hatte Frau Vries ein paar schwere Sendungen aus der Heimat ihres Gatten zu beziehen, und es handelte sich darum, wie man die Kisten vom Nordbahnhofe in die Wohnung schaffen sollte, ob mit Hilfe eines Spediteurs oder durch einen Lastträger. Herrn Vries fiel bei, daß etwa Tonis Ziehvater gern das Geschäft übernehmen würde. Die Bedienerin bejahte hocherfreut, und so rückten die beiden am Nachmittag schwer beladen, hochatmend und erhitzt an und der „Tatti" betrat mit seinem breitspurigen Schritt die stille Wohnung der Eheleute. Er nahm seine Kappe vom Kopf, streckte dem Herrn Vries seine Rechte hin und schüttelte dessen Hand lange und kräftig, stand freundlich und als ob es gar nicht anders sein dürfe, als ein deutscher Bauer und Mann dem anderen Manne wie ein gleicher gegenüber und begann mit seiner schweren Zunge, doch mit anständigen Worten eine ausführliche, geordnete Ansprache, während seine Ziehtochter hin und her trippelte, verlegen kicherte und Gesichter schnitt. Er wisse schon, daß seine Toni hier bei anständi-

gen Leuten diene und wohl aufgehoben sei, denn er habe genau auf sie acht, so ein Mädel sei leichtsinnig und werfe sich wie ein Fetzen auf die Männer, aber das leide er nicht, er müsse sie halten, sie habe ihn schon genug gekostet und sei zu dumm, zu wissen, was sie ihm schulde. Wenn er ihr auf etwas käme, würde er sie sicherlich erschlagen. Der Herr Vries denke sich wohl, wie es einem zumute sei, der bei seinen Jahren und bei Frau und drei Kindern eine so Junge halten müsse. Und darum freue er sich, sie bei guten Leuten zu sehen, dafür sage er auch schönen Dank. Damit empfahl er sich dann ebenso auf gleich zu gleich, wie er sich eingeführt hatte, drückte den Herrschaften die Hand, machte eine auf seine Art höfliche und stolze Verbeugung, nahm den Lohn für die geleistete Trägerarbeit und stampfte aus dem Zimmer, nachdem er der Toni noch einen strengen Blick zugeworfen hatte.

Die lachte.

So wurde allmählich das eigentümliche Verhältnis der beiden deutlich, und Toni erzählte, ohne gefragt zu werden, ihre Schicksale.

Noch fast ein Kind mit dreizehn Jahren war sie aus ihrem Dorf als Magd zum Müller Watzer, ihrem gegenwärtigen Ziehvater gekommen. Seine

Mühle lag in einer fruchtbaren Gegend Mährens unter deutschen und slawischen Bauern, war aber mit etlichen Satzposten von Geschwistern, Darlehen von Verwandten und Freunden nahezu bis zum vollen Werte belastet und konnte nur durch den angestrengtesten Fleiß des Besitzers und seiner Frau erhalten werden. Beide standen bereits in den Vierzigern, der Mann in der späten Reife, die den Bauer erst zu einem freieren Schalten seiner inneren Kräfte befähigt, die Frau aber durch Geburten und schwerste Mühe im Felde, zu Hause, auf der Mühle erschöpft und übermüdet, vor der Zeit alt, zu einem jener schwerblütigen und dürftigen Lasttiere erniedrigt, dessen weibliche Regungen sich beschämt unter das Bewußtsein der Unbegehrtheit verkriechen. Drei Knaben von acht, fünf und vier Jahren wuchsen im Hause. Zu ihnen, aber auch zur Hilfe in der Mühle und auf dem Acker wurde diese junge Magd gedungen und stellte sich mit der ihr eigenen Behendigkeit ganz wohl an. Sie schob sich hurtig umher und ihr Wesen, ihre Blicke und Bewegungen mochten auf den Müller einen gefährlichen Reiz ausüben, dem er um so weniger widerstand, als er ihn zum ersten Male spürte, wie so oft die eigentlichen Erlebnisse des Mannes seinen Jahren spät und darum

wie ein entsetzlicher Widerspruch der Natur nachfolgen. Er ergreift ihre unerwartete Lockung und verfällt ihr desto wehrloser, je eitler er sich als Gebieter glaubt, wo ihm geboten ist.

Der Müller Watzer überraschte die Magd im Halbschlummer. Ahnte sie längst, was ihr, was ihm bevorstand, oder lag in der allgemeinen Zugänglichkeit dieses frühreifen Alters auf dem Lande ihr Wille schon aufgeschlossen, noch ehe er zu wollen brauchte, wußte sie, was sie, wie sie war, meinte sie, auch hierin dem Herrn gehorchen zu müssen wie in allem andern sonst, er stürzte sich auf sie, übermannte sie und sie litt es ohne sonderlichen Widerstand, vielmehr sie schien es erreicht zu haben. Erst bestürzt und beschämt, wurde der Müller bald dieses Erlebnisses froh, das ihm eine übergangene Jugend mit um so höherer Lust wiedergab und damit ein Vollgefühl seiner selbst, das er vorher nie gehabt. Ebenso gefiel sich das kleine Ding als früh erwachtes, begehrtes, im Besitze besitzendes Wesen, lecker auf den Genuß, mit der natürlichen, noch ungetrübten Anlage zu locken, zu verweigern, zu herrschen und mehr im Spiel, als im Ernst sich selbst und den Mann zu verspüren. In allen Winkeln der Mühle, in den engen Holzgängen, über dem gurgelnden Wasser, an Mehl-

säcken, in Hecken, an Wegrainen, im freien Feld, bei Tag und bei Nacht, überall und zu allen Stunden schien das Wiegen und Neigen, Sich-entziehen und Suchen des lüsternen Geschöpfes und das schwerfällige Nachgehen des Liebhabers zu leben, das Gefühl ihres widerstrebenden und gewährenden Mundes, ihr eigentümlicher Geruch zu wehen, die Spur ihres sich in der Hingabe ent-windenden Körpers zu haften und die Erinnerung an das Gemeinsame die Erwartung des gleichen Wiederkehrenden ständig zu verstärken. So war jedes Ding im Umkreis des kleinen Anwesens von dieser einen beherrschenden Vorstellung sprechend gemacht und teilte mit, was es empfangen hatte: indem es tausendfältig das eine schmähliche und glückliche Schicksal widerspiegelte. Das blutunter-laufene Auge der unstillbaren Begierde sah nichts mehr, als dieses eine Bild unerschöpfbarer, ein-fältiger Paarung. Der Müller konnte seinen Zu-stand und mochte ihn nicht verbergen, was er trieb, verriet ihn und die hohe Zeit seines Glückes, der Taumel und Rausch der Befriedigung jetzt, die angstvolle Eifersucht dann, die Pein des Genusses, der Stolz des Besitzes, die Angst vor dem Verlust und der Eifer, sich die immer wieder zu bewährende Mannheit von neuem zu erweisen, ließen ihn mit

völliger Schamlosigkeit oder mit gerechter Aufrichtigkeit zur Schau tragen, was er tat, kein Tier fürchtet das Mitwissen der Menschen, und im höchsten Aufschwung seiner natürlichen Triebe mochte sich der Mann sogar mit Stolz zum Tier erhoben, nicht erniedrigt fühlen. Konnte ihm überdies die Achtung der Menschen, die Familie, irgendwer auf der Welt ersetzen, was seine Mannheit ihm allein und im Übermaße schenkte?

Ein Leben, das in einen Augenblick Unendliches zusammenpreßt, achtet das Um und Auf der Dinge und Zeit geringer, als das Gras, das es zerdrückt. Der Einfältige wußte um solche Gedanken nicht, aber er empfand sie ohne Zweifel. Seine Umgebung sah, wie er in seinem eigenen mehr, als im Netz dieses Kindes verstrickt war. Seine Verwandten machten ihm Vorstellungen, er beschimpfte sie und spie vor ihnen aus, als seien sie, nicht er schamlos, zu verargen, was sich so von selbst verstand, seine Frau sah ihn zuerst mit betrübten Blicken an. Er vermied es anfangs, ihr nahe zu kommen. Dann aber begegnete er dem ungesprochenen Vorwurf mit aufgeregter Empörung, mit Drohungen und gewalttätiger Prahlerei, als wolle er gerade ihren Zorn und Widerstand herausfordern und begehre, den Überschuß seiner Kraft

gegen alle Welt zu wenden. Da sie nun wirklich zu klagen, ihn zu beschwören, zu bitten begann, antwortete er mit Schlägen, er warf, was ihm zur Hand kam, nach der Lästigen, er beutelte die Kinder, die zutraulich wie sonst sich ihm näherten, die Frau mußte sie wegbringen, um sie vor seiner Wut zu schützen, bis sie still und ängstlich davonschlichen und ihm aus dem Wege gingen, der sie als Ausgeburten eines ungelebten Lebens haßte. Er vernachlässigte die Wirtschaft und Arbeit, die häuslichen Zänkereien trieben ihn zum Trunk, alle Gasthöfe und Schnapsbuden sahen den bisher Fleißigen als neuen Stammgast. Hier wollte er vergessen, was als gespenstiger Verdruß wiederkehrte, wenn er sich seinem Hause, den Seinigen näherte, und hier wollte er sich zu seiner einzigen Leidenschaft stärken, die ihn über sich selbst hinaustrug und frei machte. Denn die Leidenschaft ist die einzige Freiheit des Elenden.

Die unablässigen häuslichen Auftritte führten endlich einen Zustand der Erschlaffung herbei; die Frau verzichtete auf jeden Kampf, gehorsame Freundlichkeit, wortlose Ergebung sollten ihr den Mann, seinen Kindern den Vater erhalten. Damit hoffte sie, ihn wenigstens aus dem Trunk zu ziehen und für die notwendige Arbeit der Wirt=

schaft wiederzugewinnen. Wunderlich genug trug sie Scheu, mit dem Mädchen selbst über dessen Schuld zu reden, vielmehr blieb es unangefochten, als ginge es nichts von allem an, vielleicht auch weil der Bauer davorstand. Erst lange nach der Einkehr des Unglücks, von ihren Verwandten aufgehetzt, wies sie das Mädchen bei Nacht aus dem Hause, als einmal der Mann fort war. Heimgekehrt, vermißte er die Magd auf dem Heuboden, wo er sie suchte, brüllend polterte er durch alle Stuben, sie fordernd und rannte davon, ihr nach. Wenn er sie nicht irgendwo finde und wieder herschleppen könne, drohte er dieses Haus mit allem, was darin war, bis auf den nackten Boden niederzubrennen. Die Frau wußte, dies Versprechen würde er halten. Er blieb tagelang aus, seine Suche durch wiederholte Räusche in den Wirtshäusern unterbrechend. Die Toni strolchte gleicherweise auf den Landstraßen umher, da sie nicht in ihr Dorf zurückzukehren wagte. So verstrichen für die Müllerin entsetzliche Tage. Endlich entschloß sie sich, selber das Mädchen zu suchen. Sie ging nun auch in die Kreuz und Quer, bis sie das Geschöpf halb verhungert in einem Gebüsch liegen fand. Die Toni starrte sie voll Angst und Entsetzen an, als gewärtige sie, er-

schlagen zu werden und duckte sich zusammen, um zu entspringen oder sich zu schützen. Da hatte das arme Weib als Mutter, nicht als Gattin, Mitleid mit dem Kinde und hieß sie aufstehen und ihr wieder nach Hause folgen. Faßte sie an der Hand und ging stumm mit ihr zur Mühle. Unweit davon lag ihr Mann besoffen an einem Baum am Weg. Als dieses Paar wie in einem täuschenden Traum an ihm vorüberging, erwirkte der Anblick seine Besinnung. Die Frau nickte ihm zu und ging weiter. Der Müller erhob sich mühselig und wankte ihnen nach.

Seither schien das Zusammenleben ruhiger. Der Müller arbeitete wieder und fluchte nicht, die Frau rackerte sich ergeben ab, die Kinder gingen ab und zu, wie sonst, und die Toni wurde ihnen gleich gehalten, von der Mutter gekleidet und beköstigt und still, ohne Strenge, ohne Vorwürfe wie ein Teil der ehelichen Gemeinschaft behandelt. Die Geduld der Frau hoffte den Hausvater wenigstens bei Laune zu halten. Aber was sie mit aller Mühe zusammenzwingen wollte, wurde durch den Eifer der Verwandten und durch die ohnehin anwachsende Not wieder zerstört. Die um ihr Geld besorgten Leute befürchteten von der schlechten Moral des Müllers den Verlust ihres

Darlehens und kündigten ihre Satzposten auf. Bevor es zum Äußersten kam, räumte Watzer das Feld und überließ die Wirtschaft seiner Frau, die mit ihren drei Kindern auf Gnade und Ungnade der Bedrängnis ausgeliefert blieb, indes er mit Toni ohne Abschied davonging, ein paar Gulden und die nötigsten Habseligkeiten in einem Bündel zusammenschnürend.

Er fuhr nach Wien. In der großen Stadt hoffte er sich und seinen Schatz durch seine Arbeit zu erhalten und in irgendeinem verlorenen Winkel vor Nachstellungen und Not zu bergen.

Er suchte die und jene Gelegenheit und fand auch zu tun; in der großen Stadt sind Handlanger immer zu brauchen. Er wohnte mit der Toni, die er stets und mit gehässiger Strenge als seine Tochter ausgab, in neugebauten Häusern, in nassen Kellerlöchern und diente als Hausbesorger, während sie ihm bloß zu folgen hatte, wohin er ging, denn seine Eifersucht litt es nicht, daß sie fern von ihm selbständig einen Dienst suchte. Sie hungerten, froren, bettelten sich durch und zehrten wochenlang vom Verdienst etlicher günstigerer Tage. Wenn das Frühjahr kam, reisten sie nach Mähren und verdangen sich — aber fern von ihrer Heimat — als Feldarbeiter, ersparten sich

vom Lohn das Nötige und flüchteten nach der Ernte wieder nach Wien.

Hier besann sich Watzer endlich der Seinigen, als er eine halbwegs dauernde, gesicherte Stellung erlangt hatte und schrieb nach Hause. Es war höchste Zeit, seine Frau hatte allein die Mühle nicht halten können und stand eines Tages mit den drei Kindern ratlos vor ihrem verlorenen Hause. Nun wußte sie, wo ihr Mann sich aufhielt und fuhr ihm nach. Watzer war Lastträger in einem Lagerhause an der Donau geworden. Diese Auslader beim Lagerhause bilden eine merkwürdige Gilde gewalttätiger, von der Körperkraft zehrender, aber sie auch rücksichtslos gegen jeden Widerstand ausnützender, räuberischer Tiere, die von der Kette der Arbeit und des Taglohns nur mühsam gehalten werden. Sie sind in kleine Truppen geteilt, jede unter einem Aufseher, der irgendwie, sei es durch wirkliche Überlegenheit, oder durch die Bevorzugung der Arbeitgeber seine beherrschende Stellung erlangt hat. Er wählt sich seine Leute aus, die fortan, solange sie sich mit ihm und untereinander vertragen, dem Lagerhause vergleichsweise auch als Unternehmer gegenüberstehen. Für diese Arbeit, als für die denkbar härteste wird nämlich dem einzelnen kein

Taglohn ausgeworfen, sondern für die Gesamtleistung, die gerade zu verrichten ist, eine Entschädigung an die ganze Gruppe vereinbart. Es stehen etwa fünfzig volle Wagen auf dem Schleppgeleise, die Waren müssen an einem Tage gelöscht und ins Lagerhaus eingebracht werden, um die Schienen für die nächste Zufuhr freizumachen. An der raschen Entladung liegt viel, denn jede Stunde verursacht mit der Verzögerung neuer Wagen auflaufende Zinse und Standgelder für die säumigen alten. Die Zahl und Dringlichkeit der vorhandenen Ladungen und die verfügbaren Arbeitskräfte bestimmen den Gesamtlohn, und jeder Gruppe wird der vermutete angemessene Teil der zu leistenden Löschung zugewiesen. Jeder Aufseher übernimmt ihn für die Seinen gegen die vereinbarte Entschädigung. Je schneller die Genossen diese erste Leistung bewirken, desto rascher sind sie auch für die nächste verfügbar, können eine zweite noch am gleichen Tage erledigen und das Doppelte verdienen. Die ausgeworfene Summe fällt ihnen zu gleichen Teilen zu, wobei der Aufseher nicht mehr erhält, als seine Leute. Sein Vorzug besteht nur darin, daß er selbst selten mit Hand anzulegen braucht, und daß er einerseits als Vertrauensmann der Lagerhausgesellschaft die Arbeit über-

wacht, die Stücke oder Säcke zählt und anschreibt, andererseits aber als verantwortlicher Leiter seiner Gruppe die einzelnen anweist, was sie zu tun haben, so daß von seiner Gunst die schwerere oder leichtere Beladung jedes zugeteilten Mannes abhängt. Dafür wird er durch Ehrerbietung und mit Geld und Freitrünken bedankt und auch dafür, daß er gewisse Beschädigungen, sachte, bescheiden begrenzte Diebstähle übersieht und beide Augen zudrückt, wo er eine Ungebühr merkt, die dem Lagerhause nicht allzu grobe Nachteile zufügt.

Eine gewisse Duldung solcher Mißbräuche empfiehlt sich zwingend für den Arbeitgeber, der mit begrenzten Wareneinbußen und Schäden ohnedies rechnen und diese wilden Lasttiere schon darum gut behandeln und schonen muß, weil sich nicht allzu viele finden und weil sie eine Auslese der verzweifeltsten und rohesten Menschen darstellen, denen an einem rächenden Messerstich für vermeintlich erlittene Unbill, an einer boshaften Beschädigung oder völligen Vernichtung des ihnen preisgegebenen Gutes nichts liegt. So wandeln sie vom Wagen zum Magazin gleichsam auf einer Schneide zwischen Verbrechen und ärgster Pflichterfüllung, für ihr Wesen und Dasein auch durch den hohen Verdienst mehr bestraft, als entschädigt,

denn ihre Arbeit ist ein langsamer, aber sicherer Selbstmord. Sie gehen nackt und nehmen die auszuladenden Stücke auf den Rücken und setzen sich gleich in Schwung, damit der Anlauf sie mit der Bürde rascher ans Ziel treibe, so schmettern sie im Magazin ihre Last zu Boden und kehren noch im Schweiß wieder zum Wagen zurück, die nächste zu holen. Ein Sack Linsen oder Mehl oder Südfrucht öffnet sich leicht, und schließt er besser als nötig, so bringt ihm ein rascher Schnitt die erforderliche Lücke bei; jeder Träger hat unter seinem Rock einen sicheren genähten kleinen eigenen Sack, den bescheidenen, also gewonnenen Abfall zu bergen, der den Taglohn willkommen ergänzt, und jeder begibt sich unauffällig, aber doch wohlbeleibter aus seiner Arbeit fort, als er kam. Bei der ständigen Erhitzung und plötzlichen darauffolgenden Abkühlung gärt die Lunge, keiner wird alt. Die früh zu diesem Geschäft geraten, sterben spätestens mit vierzig Jahren. Zwischen einer Wagenentladung und der nächsten gibt es kurze Rast, und die Leute stürzen in die Kantine. Ein maßloses Trinken macht die maßlose Arbeit allein erträglich.

Für Watzer bedeutete diese Stellung eine wahre Rettung, fast eine neue Erhöhung seines Standes.

Er verdiente bis zu fünf Gulden an einem Tage, genug, sich und die Toni und seine Familie zu ernähren, die er allesamt in einem Zimmer und einer Küche unterbrachte. Das Mädchen übernahm die Führung des Haushalts und die Herrschaft. Die Frau aber bekam ebenfalls im Lagerhause Arbeit, sie hatte aus dem Wagen das in loser Schüttung eingeladene Getreide auszuschaufeln. Das ist die Beschäftigung der Weiber dort und wird mit einem Taglohn von einem Gulden bezahlt. So waren sie versorgt.

Der älteste Sohn, jetzt dreizehn Jahre alt, kam in die Schule und seine bäuerliche Kleidung verschaffte ihm eine lächerliche Beliebtheit, denn unter den städtischen Kindern stand er hochgewachsen und um so viel älter — daheim hatte er eine tschechische Volksschule besuchen müssen und begann deshalb hier in Wien von neuem — recht als ein Bauernwurstel, denn er trug, wie es auf dem Lande seit undenklichen Zeiten üblich, einen Anzug aus hausgesponnenem Tuch, der in einem Stück geschnitten, das Ärmelwams mit der Hose vereinigte und hinten zugeknöpft wurde. Dort sah auch unter Perlmutterknöpfen jener historische Hemdzipfel heraus, der heute keinem Stadtbuben mehr hinten blitzt. Die Beine stecken in schweren

Stiefeln und der blonde, törichte, viereckige Schädel in einer gestrickten Zipfelmütze. Dieser älteste Sohn des Watzer und seine beiden jüngeren vertrugen sich mit der Toni ganz wohl. War die Mutter streng mit ihnen und dank ihrem Schicksal ängstlich und rauh, so war die Junge selbst kindisch genug, auch diese Kleinen zu verstehen und kam sie nach Hause, so balgte sie sich mit ihnen herum oder brachte ihnen ein Stück Kuchen oder sonst etwas Eßbares mit, das sie von Frau Vries geschenkt bekommen hatte, oder sie kaufte eine Tüte Bärenzucker. Galt sie aber bei den Kindern als Geschwister, so blieb sie doch Herrin unter den Erwachsenen. Sie erlaubte nicht, daß die Frau Watzer daheim sei, wenn sie selbst nicht anwesend war, denn der Müller gehörte ihr allein. Gekocht wurde nur am Abend, untertags mußten Kinder und Große mit Brot, bestenfalls mit einem Stück Wurst oder Käse dazu auslangen, denn die Mutter, die nur eine einstündige Mittagspause hatte, konnte in der kurzen Zeit nichts kochen, die Toni aber wollte es nicht, denn bei der Frau Vries hatte sie zu ihrer eigenen Eitelkeit auch noch den Sinn für eine zierliche, gut instandgehaltene Wohnung hinzugelernt. Und was sie dort gesehen, äffte sie hier mit den ärmlichsten Dingen nach;

von dem Geld, das ihr Watzer zur Wirtschaft gab, sparte sie einen Teil für sich selbst, den andern für allerhand Putz und Tand der Einrichtung, gehäkeltes, gesticktes Zeug, Ölfarbendrucke in Goldrahmen, Vorhänge und dergleichen. Alles aber gab sie vor, von ihrer Frau zum Geschenk erhalten zu haben. Da dieser eine Raum vor allem nach ihren Begriffen schön zu sein hatte, duldete sie nicht, daß man ihn bei Tage benützte und alle mußten sich in der engen Küche aufhalten. Erst am Abend versammelte man sich beim Nachtessen in diesem Zimmer, der Watzer als Hausvater, sie als junge Herrin, die arme Frau als stummes Wesen und die drei Knaben. Diese schliefen neben der Mutter. Und bevor sie zu Bett gingen, betete die Mutter mit ihnen in ihrem schwerfälligen Deutsch und weinte laut dabei. Um diese Stunde ahnten auch die Kinder allabendlich, um was die Mutter bete und weine, und es graute ihnen vor dem Dunkel der Stube wie vor den Klagen und sie weinten mit, morgens aber war ihnen die Toni wieder vertraut. So schied sich ihr Dasein und ihre Neigung wie der Tag in eine finstere, traurige und in eine helle Hälfte.

Am Sonntag führte der Müller die Seinigen

auf einen Eß- und Trinkausflug nach Floridsdorf oder Schwechat, und dank seinem guten Verdienst ging es dabei hoch her. So erzählte an einem Montag die Toni lachend, gestern sei der Watzer betrunken in einen Graben gefallen, aber sie habe ihn herausgerissen. „Ordentlich,“ sagte sie, denn er habe nachher seinen Arm gar nicht mehr rühren können. Am Dienstag aber berichtete sie, nun habe ihn im Lagerhaus ein Sack beinahe erschlagen. Einstweilen sei sein Arm ausgekegelt und er müsse zu Hause bleiben. Herr Vries meinte, die Geschichte mit dem Arbeitsunfall sei wohl nachträglich hinzugekommen, die Toni werde ihm schon am Sonntag den Arm aus eigenem ausgerenkt haben bei ihrer Hilfeleistung. Sie lachte, wohl möglich: „Sauft wie ein Vieh.“ Der Unfall im Lagerhause wurde offenbar erfunden, um von der Versicherung ein Stück Geld für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit herauszuschinden. Seither gingen im Watzerschen Hause Zeugen und Agenten und „Kollegen“ des Müllers vom Lagerhause ein und aus, denn es galt, entweder mit der Versicherungsgesellschaft einen Ausgleich abzuschließen oder einen Prozeß vorzubereiten. Die Gilde war jederzeit verläßlich, was heute dem Watzer zugestoßen, konnte morgen seinem Arbeitsnachbar geschehen.

Man mußte sich vorsehen. Zudem galt jeder, der außer ihrem engen Kreise stand, als Feind. Die Sache kam vor Gericht und die Auslader, Watzers Genossen, bestätigten einmütig, sie hätten das Herabfallen des vollen Mehlsackes auf die Schulter des Mannes genau gesehen, und daß von diesem Augenblick sein Arm schlaff herabhing. Ob er dem Sack nicht selbst den nötigen Anstoß gegeben, hatten sie freilich nicht bemerkt. Er bekam denn auch eine Entschädigung, mußte sich aber im Krankenhause behandeln lassen, und da er dort auch die Geschichte vom Sack vorbrachte, der ihm auf die Schulter gefallen sei, kurierte man ihn auf Grund eines herabgefallenen Sackes, nicht, wie es sich von Rechts wegen gehört hätte, auf Grund eines aus dem Graben gezogenen und ausgerenkten Armes, so daß sein Übel den Ärzten rätselhaft blieb und sich lange hinzog.

In dieser Zeit, wo seine böse Laune, sein herabgemindertes Einkommen, seine Eifersucht der Toni arg zusetzten, wo ihr sein Übel ihn noch älter, hilfloser und schwerfälliger zeigte als sonst, und wo er ihr als Störung und Unordnung der wohleingerichteten Stube umherlag, kam sie auf einen neuen Gedanken. Sie bekannte eines Tages der Frau Vries, sie wolle heiraten. Wen denn? Oh,

sie fände schon immer einen, es käme nur auf sie an, ob und wen sie möge. Just habe ihr unten beim Kohlentragen ein junger Mensch gesagt: „Heiraten wir, Fräulein!“ Sie wußte wohl nicht, daß diese anknüpfende gefällige Redensart von den Wiener Ureinwohnern im Umgang mit den Weibern sehr unverbindlich gebraucht wird. Frau Vries lachte. „Also den wollen Sie heiraten, so ernst hat er das wohl nicht gemeint.“ „Oh, ist hübscher Mann,“ lachte Toni, aber sie gab zu, daß dieses Zusammentreffen nicht gerade zur Kirche führen müßte, schüttelte sich und meinte, die Männer ließen durchaus nicht ab von ihr, so gehe es ihr nun einmal, aber heiraten wolle sie einen andern, einen Nordbahner, der ihr angetragen worden, freilich sei er schon sechzig. Wieder ein Alter, zuckte sie die Achseln, aber er bekomme bald eine Pension, und wenn er einmal sterbe, sei sie versorgt und könne dann noch immer einen jungen nehmen. Dabei sah sie Frau Vries ratsuchend an, ob diese Rechnung stimme. Die Frau fragte, ob sie denn den Nordbahner schon kenne. Das noch nicht, aber es komme nur auf sie an, wenn sie heiraten wollte, er würde es schon tun. Herr Vries nahm es auf sich, sie aufzuklären, daß der Pensionsanspruch eines so bejahrten Herrn auf

eine so späte Heirat nicht übertragen werde, sie hätte nur auf den Gehalt des lebenden Gemahls Hoffnung und dürfte keinen anderen Wunsch haben, als daß der Gatte hundert Jahre alt würde, aber dann sei es wieder nichts mit dem jungen Ersatzmann. Toni hörte der Erläuterung andächtig zu und nickte bedauernd, das sei freilich nicht nach ihrer Meinung und der eine alte Mann also nicht besser als der andere.

Bald aber kam sie wieder auf ihre Pläne zurück, sie wolle heiraten und von Watzer wegziehen. Sie rümpfte verachtend die Nase und schnupperte lächelnd in die Luft, als wittere sie Freiheit. Aber sie fürchte sich, er werde sie erschlagen. „Ist so viel wild auf mich."

Watzer ging wieder ins Lagerhaus und da auch seine Frau dort beschäftigt war, brachte eines Vormittags die Toni den drei Buben eine Tüte Bärenzucker mit und begann einzupacken. Sie schnürte das Bettzeug zusammen, nahm die Vorhänge von der Wand und suchte nach Watzers Sparkassenbuch. Dieses war ihr besonders wichtig, denn der Müller gab ihr zwar reichlich für die Wirtschaft, aber sein übriges Geld verwaltete er streng und selbständig. Oft genug hatte sie ihn angebettelt, er solle es ihr geben oder vielmehr seine Erspar-

nisse in ihr Buch einschreiben lassen, damit sie doch auch etwas hätte, sonst würde sie einmal nach seinem Tode leer ausgehen, wenn seine Frau und die Kinder alles bekämen. Aber er schüttelte nur immer halsstarrig den Kopf, sie sei auch sein Kind und würde ihren Teil so gut kriegen, wie die andern. Wenn sie zudringlicher wurde, schlug er sie und bekam auch von ihr sein Teil zurück, ohne darum sein Sparkassenbuch auszufolgen oder zu verraten. Nach langem Suchen fand sie es an der Rückwand des Muttergottesbildes stecken. Sie wußte, sie könnte damit selbst nichts beheben; darum wollte sie es wenigstens verstecken, damit der Alte es verloren glaube. Es mitzunehmen fürchtete sie doch. So stopfte sie es in einen Strohsack. Nachdem sie alle bewegliche Habe, Wäsche und Kleider, ihre eigenen und was sie vom Gut der andern für brauchbar hielt, zusammengeschnürt hatte, packte sie die Bündel sich selbst und den Kindern auf den Rücken und marschierte mit den drei Buben des Müllers davon. Die Knaben, die ihre Absicht nicht verstanden, gehorchten ihr, dankbar für den Bärenzucker, und schleppten eifrig eine Last nach der andern weg, so daß sie ihres eigenen Vaters Stube sacht und fröhlich ausplünderten. Ihr Weg ging eine halbe Stunde weit in eine

andere Gegend, und dreimal machten sie ihn hin und zurück, so viel hatten sie zu schleppen.

Die Toni hatte eine Kammer ausfindig gemacht, wo sie ihre Vorräte aufstapelte. Zum Schluß saß sie mit den Kindern auf den noch uneröffneten Bündeln und verteilte eine zweite Ration Bärenzucker, wovon sie selbst einen entsprechenden Teil genoß. Und sie wie die Knaben lachten und ließen es sich nach getaner Arbeit wohl sein.

Als der Müller heimkam, fand er das Nest leer. Er prügelte die Buben, die ratlos dastanden, und schrie und fluchte und schlug um sich und irrte bei Nacht herum, die Entlaufene zu suchen. Die Knaben fanden den Weg in das fremde Stadtviertel nicht mehr und schauten nur ängstlich und dumm auf seine Fragen drein. Toni kam am nächsten Tag verstohlen zur Frau Vries und spähte hinter dem Fenster hinab, unten auf der Straße taumelte der Müller betrunken einher und wartete sie ab. Sie wußte aber einen anderen Ausgang, denn das Haus hatte einen Hof, der in einen Holzlagerplatz mündete, und von dort konnte sie ungesehen entweichen. Sie hatte große Angst vor dem Watzer, aber sie wollte nicht mehr zu ihm zurück. Er würde sie sowieso erschlagen, lachte sie.

Am andern Tage blieb sie aus. Erst am darauffolgenden erschien sie wieder, verweint, aber triumphierend. Sie war zur Polizei gegangen und hatte den Watzer angezeigt, daß er ihr auflauere und sie erschlagen wollte. Man solle ihn sogleich nach seiner Heimat abschieben. Dann hätte sie endlich Ruhe vor ihm. Aus ihrem verwirrten Bericht war nicht deutlich zu entnehmen, wie sich die Sache auf der Wachtstube zugetragen hatte. Jedenfalls war der Watzer vorgeladen worden und man hatte mit beiden ein Verhör angestellt. Der Mann hatte sie angeklagt, daß sie seine Sachen gestohlen und fortgetragen, dagegen wiederholte sie alle seine gefährlichen Drohungen und schrie, weil er sie auch hier erneuerte. Der Watzer sprach immer nur davon, daß sie sein Ziehkind sei und bei ihm gedient habe und zu ihm gehöre. Sie behauptete ihr Recht auf die Wäsche und das übrige, da er ihr keinen Lohn gegeben, vielmehr von ihrem Erwerb alles angeschafft habe, und daß sie sich fürchte, er würde sie erschlagen. Der Polizeibeamte, der sich bei dem Geschrei, den Klagen, dem Angstgeheul des Mädchens und der trunkenen, von Zorn und Liebe vertaumelten, weinerlichen Rede des Watzer nicht zurechtfand, versuchte jedenfalls beide zu beschwichtigen. Er redete dem Manne streng ins Gewissen,

das Mädchen freizulassen und ihr nichts weiter in den Weg zu legen, dagegen solle sie das unrechtmäßig Angeeignete zurückgeben und insbesondere verraten, wo das Sparkassenbuch hingekommen sei, dessen Verlust der Müller neben dem der Toni aufs stärkste beklagte. Nach langem vergeblichen Hin und Her entließ er endlich beide, der Müller drohte ihr mit der Faust zum Abschied, sie aber war von der Verhandlung nicht ganz befriedigt, denn abgeschoben wurde der Watzer nicht.

Nach ihrer Arbeit verschwand die Toni wiederum durch die Irrwege der Hinterhöfe, und Frau Vries sah den alten Mann noch lange unten auf der Straße auf und ab gehen, bis auch er sich endlich schwerfällig davonmachte.

Am Abend klopfte es an der Tür und der älteste Bub des Müllers stand mit seinem dürftigen Hosenwams, die Zipfelmütze in der Hand, da und fragte nach dem Fräulein Toni.

Tags darauf wiederholte sich das gleiche, der Watzer spazierte vor dem Tore auf und ab, die Toni ging ihm durch die Höfe davon. Am Abend klopfte es abermals an der Tür, der Müller selbst trat ein und fragte nach dem Mädchen.

Frau Vries hatte Angst und wollte ihn rasch abfertigen, aber er trat gleich an ihr vorbei ins Zim-

mer vor den Herrn, nahm die Mütze ab, streckte ihm die Rechte entgegen und begann mit einer kurzen Entschuldigung eine lange Klage. Nun sei ihm das Mädel davongegangen und er habe sie nicht halten können. Und wenn er sie in der ganzen Wienerstadt suchen müsse, er würde sie finden, er müsse sie finden. Und was sie denn glaube, ob sie sich vor ihm verstecken könne. Er habe Weib und Kinder und seine Mühle verlassen und alles verloren, was er gehabt, wegen dieses Luders. Und jetzt laufe sie ihm davon, nach so viel Jahren und hetze ihm noch, einem Unbescholtenen, das Gericht auf den Hals. Oh, das sei ein Mensch, er wisse sehr wohl, wie sie ihn hinten und vorn betrogen, Geld habe sie sich erspart, das seinige gestohlen, ihm habe sie nichts vormachen können, überall sei sie mit Männern um Geld gegangen, mit dem Kapitän und mit anderen und davon habe sie sich geputzt und ihren Fetzenkram gekauft, aber er werde sie schon finden und hervorziehen und wenn es nur für ein einziges Mal sei, an seinem Herzen müsse sie sterben. Denn leben dürfe dieses Mensch nicht. Aber in seinem Bett müsse sie hinwerden. Denn sie sei ja doch sein einziges auf der Welt. Und ein schönes Ding und auf ihre Weise doch wieder gut, mein Gott, ein Kind. Sie habe viel Not mit ihm

gehabt, das sei auch wahr. Sie hätten miteinander ordentlich gehungert und in Wien auf den Straßen geschlafen oder bei der Brücke oder in der Au. Und als sie hier am Verrecken waren, da hatte er sie selber ausgeführt und war hinter ihr hergegangen, bis sie einen Mann gefunden hatte, der ihr etwas gezahlt, so daß sie wieder essen und trinken konnten. Sie hatten sich durchgeschlagen, und Dinge gab es zwischen ihnen, von denen keine Seele sonst wissen durfte, wenn sie nicht beide ins Kriminal kommen sollten. Da war sie ganz brav gewesen und jetzt, wo es mit ihnen allen besser stünde, wolle sie davon, das ginge doch nicht. Er werde sie erschlagen, bei der heiligen Mutter Gottes, aber vorher müsse sie wieder zu ihm. In seinem Bett werde er sie umbringen. Denn sie sei doch sein Kind und er ihr Vater. Dieses Luder gehöre ihm, ihm und er könne ohne die Toni nicht leben. Und er beteuerte wieder und wieder, nur einmal müsse sie noch an seinem Herzen schlafen und sterben in seinem Bett. Herr Vries hörte das Durcheinander von Fluchen, Klagen, Liebe und Haß, welches aus einer Dunstwolke von Spirituosen wie aus der Unterwelt hervorgröhlte, geduldig an und antwortete schließlich bloß, die Toni habe nur gesagt, sie wolle heiraten, und das könne

der Herr Watzer doch nicht verhindern. So möchte er sie lieber laufen lassen, da er sie kenne. Der Müller schluchzte, er wolle ihrem Glück ja nicht im Wege stehen, sie solle heiraten, wenn sie einen jungen habe, aber dann könnte sie doch bei ihm leben, er würde sie aussteuern wie ein Vater, doch wiederkommen müsse sie und ihn nicht verlassen. Und die Sachen schenke er ihr, wenn's so sein müsse, aber darum könne sie doch bei ihm schlafen. Endlich drängte ihn Herr Vries unter sanften Tröstungen hinaus, bis der Watzer, an der ersten Treppenstufe neuerlich beteuernd, an seinem Herzen müsse die Toni sterben, über die Stiegen hinabstolperte.

Mittlerweile erwies sich auch, daß sie längst einen tauglichen Ersatzmann ausfindig gemacht, dem zuliebe sie vom Watzer fortgezogen war und sich solchen Gefahren ausgesetzt hatte. Das war so gekommen. In ihrem jetzigen Hause wohnte ein wunderlicher Unternehmer, ein Serbe, der ein Kanditengeschäft betrieb. Er kaufte nämlich alle Tage einen großen Vorrat billiger Zuckerware ein, verteilte ihn in eine Anzahl von Tragkörben mit tunlich verlockender Anordnung in Düten und Holzschachteln und übergab die Körbe einigen Angestellten, die damit handelten. Und zwar hatte er

das Hausieren mit diesen Erfrischungen in einigen vorstädtischen Kinematographentheatern gepachtet. Da er, krank und gebrechlich, das anstrengende Geschäft nicht selbst versehen konnte, aber genug Geld besaß, die Ware zu kaufen, hatte er einige Burschen, sei es gegen festen Lohn als seine Dienstgesellen, sei es gegen Anteil am Gewinn oder gegen Entrichtung eines wohlbemessenen Entgelts ihrerseits als Unterpächter seiner Rechte gedungen, so daß von ihm als dem beherrschenden Mittelpunkt ein weitverzweigter Süßigkeitshandel in etliche gutbesuchte Kinematographensäle der Vorstadt ausstrahlte. Nun wollte er einen seiner jungen Leute enger an das Geschäft fesseln, da er zwei Unterpachtungen von zweifelhaftem Werte dauernd vergeben mußte, die nur ein sehr beflissener und rühriger Mensch betreiben konnte. Dazu hatte er einen jungen Landsmann auserseheu, der leidenschaftlich und rasch von Entschlüssen, mit der Verlockung einer solchen selbständigen Stellung am besten zu ködern war, wenn man ihm auch noch ein Frauenzimmer dazu anzubieten hatte. Auf diesen Einfall war übrigens des Unternehmers Gattin gekommen, denn auch sie verband mit der weiblichen Teilnahme am Schicksal ihrer Nebenmenschen die

angenehme Fürsorge um nähere Bedürfnisse, indem sie ein Brautkleid besaß, das aus der Mode gekommen und längst schon bei vielen Festen benützt worden war und wofür sie nun eine Käuferin suchte. Auch hatte sie ein altes Eisenbett zu vergeben und einen gestickten Haussegen unter Glas.

Man hatte sie auf die Toni aufmerksam gemacht, und mit der genialen Erfindungsgabe des weiblichen Geschlechtes vereinigte sie diese Heiratslustige mit dem unternehmenden Serben, noch ehe die beiden selbst darum wußten. Man trug also der Toni einen jungen hoffnungsvollen Mann an, und auf diese freundliche Aussicht hin flüchtete sie von ihrem alten Müller und quartierte sich auch gleich bei der Frau des Zuckerlpächters in einer Kammer ein, um in der nächsten Nähe der Ereignisse und unter dem Schutze der Mächtigen zu bleiben.

Sie berichtete stolz von ihrer neuen Eroberung, der Serbe war ein junger, ansehnlicher Mensch, freilich hatte er einen kürzeren Fuß, aber sonst konnte man sich keinen verheißenderen Liebhaber wünschen. Leider ging es mit der Heirat nicht so rasch wie sie gedacht hatte, denn dazu brauchte man Ausweispapiere, die dem Serben leider fehlten, da er beim Abgang aus der Heimat

eine Ehe nicht in Erwägung gezogen hatte. Mittlerweile mußten sie also warten und ohne Kirchensegen, so gut es ging, leben. Das Kabinett dazu war ja bereits gemietet, das Weitere würde sich finden. Einstweilen mußte der Serbe sie in den Dienst begleiten und davon abholen, um sie vor Watzers Nachstellungen zu schützen, der noch immer überall lauerte, wo er die Toni vermutete.

Einmal hatte er das Paar getroffen und die beiden mit furchtbarem Zorn gestellt. Er erhob die Hand gegen den glücklicheren Nebenbuhler, der ihm indes mit der größeren Gewandtheit der Jugend einen Faustschlag in die Seite gab, so daß der alte, durch den Trunk und die Krankheit ohnedies geschwächte Mann sein schwieriges Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel, wo er unter Verwünschungen, Drohungen und Klagen liegen blieb. Seitdem schlich er nur mehr als ein gebändigter Feind, wie ein geprügelter Hund hinter den beiden her, und es ergab sich sogar eine gewisse Beziehung zwischen ihm und dem Serben, da die Bekanntschaft nun einmal angeknüpft war, indem der Watzer das Verhältnis der beiden Jungen beobachtete und auszunützen gedachte, denn über kurz oder lang mußte die Toni dem Burschen entweder zum Überdruß werden oder in

Geldverlegenheit geraten, und er hoffte, sie dann wieder ganz in seine Macht zu bekommen.

Indes lebte das Mädchen heiter in seinen Tag hinein und wußte immer neue Dinge von ihrer lehrreichen Lebensgemeinschaft zu berichten. Der Serbe war ein stolzer Mensch und von strengen Sitten. Es verletzte seinen Hochsinn einigermaßen, daß sie eigentlich kein anständiges Mädchen war, wie es sich für die Braut eines ehrbaren Jünglings geziemt hätte. Und er hielt sehr viel auf ihre Schamhaftigkeit, was nun manche Erschwerungen zur Folge hatte, da sie ja nur in einer Kammer hausten und diese enge Nähe eine gewisse Schrankenlosigkeit notwendig machte. Darum schalt er sie bei Gelegenheit wenigstens ein Schwein, wenn sie die Grenzen nicht einhielt, und sie achtete ihn darum desto höher. Auch auf seinen Stand tat er sich viel zugute und erklärte, wie von seinem hübschen Aussehen und Schmucke der Gang des Geschäftes durchaus abhinge, weil die Damen im Kinematographentheater nur von einem feinen Verkäufer Zuckerwerk entgegennähmen. Deshalb trachtete sein Herz nach einem Ringe mit vielen Steinen, den ihm ein Agent gezeigt und eingeredet hatte. Für Toni geziemte es sich ohnedies, ihm einen Verlobungsring zu kaufen. Sie sträubte

sich, da sie ihr Sparkassenbuch gerade vor der Hochzeit nicht um eine so beträchtliche Summe erleichtern wollte. Aber als diese Angelegenheit beim Nachhauseweg am Abend zur Sprache kam und sie sich weigerte, ihm den Willen zu tun, setzte er sich, so gut es sein Hinken erlaubte, in Lauf und machte Miene zur Reichsbrücke zu eilen, um sich ins Wasser zu stürzen, weil ihn nach solcher Enttäuschung das Leben nicht mehr freute. So bewilligte sie ihm in tausend Ängsten den Ring, der als ein Zaubergut sein Glück als Verkäufer mehrte. Lustig war dieses Leben! Er hatte nur abends zu tun, freilich eine schwere Arbeit, denn der volle Korb, welcher jederzeit zierlich zu heben, anzubieten, und nur für den kurzen Augenblick des Geldeinnehmens abzustellen war, machte eine ordentliche Last aus. Darum legte sich der Serbe tagsüber auf die faule Haut und ließ sich von der Toni pflegen und bedienen; wenn er abends heimkam, warf er sich, wie er war, aufs Bett, und sie mußte ihm die Schuhe und Kleider ausziehen. Aber alles das war lustig, ein neues Leben, und er leitete sie auch zu sich hinan, verstand sie doch nichts von den Sitten seiner höheren Welt, die sie voll Bewunderung und Ehrfurcht zu lernen und zu begreifen trachtete. Er gab ihr einmal

etwa eines seiner Rogs drops, die beste Ware, die er hatte, und sie biß das Stück krachend entzwei: dafür riß er sie nachdrücklich am Ohr, daß es blutete, denn man durfte ein solches Zuckerl doch nicht kauen wie ein Brot. Recht hatte er! Auch war er musikalisch und kannte höhere Genüsse. Er verlangte unbedingt ein Grammophon, um sich abends zu ergötzen. Wer die mannigfachen, bildenden und unterhaltenden Eindrücke eines Kinematographentheaters täglich auf sich wirken läßt, kann die Anregungen der Kunst nicht mehr entbehren. Ein Agent hatte ihm einen Apparat mit dem schönsten roten, am Rande vergoldeten Schalltrichter um den Spottpreis von sechzig Kronen angeboten, einen Gelegenheitskauf erster Güte. Aber der Serbe wußte als guter Rechner sehr wohl, daß er Tonis Sparkassenbuch diese neuerliche Belastung nicht zumuten durfte, zumal er es zur Anschaffung der Ware, und wenn etwa am Ersten des Monats sein hoher Pachtschilling nicht ganz beisammen war, zur Ergänzung der nötigen Summe und gar für die beabsichtigte Ehe dringend in gutem Stand halten mußte. Darum wandte er sich einmal an den Watzer, der gerade hinter ihm herschlich, der möchte ihm den Betrag leihen. Der Müller brachte ihm wirklich

das Geld und glaubte damit den Teufel gekauft zu haben. Wenn die beiden so weiter wirtschafteten, mußte ihm endlich das Mädchen doch wieder zufallen.

Die Toni wurde auch zum Geschäfte ihres künftigen Gemahls herangezogen, der zwei Pachtungen übernommen hatte. Vierzig Gulden hatte er monatlich für jede zu zahlen, und wenn das Geschäft gut ging, warf es einen Überschuß in der doppelten Höhe ab, die Spesen der Ware nicht eingerechnet.

Da kam sie nun in die große Welt. In einem verdunkelten Raume zog an einer leuchtenden Wand ein unerhörtes Leben mit prasselnden Bewegungen vorbei, Wagen und Reiter schienen mitten unter die Zuschauer hineinzufahren, laufende Leute, Hunde, aufgeregte Menschenschwärme bewegten sich mit Hast unter zuckenden Rissen, bis ein rätselhafter Augenblick sie gleichsam abbrach, eine kurze Finsternis wechselte, und von neuem das stumme Treiben und Jagen begann, wozu ein Klavier unablässig den Lärm besorgte, der in dem Ganzen lag und gespenstisch unterdrückt schien, denn die Pferde, die über Hürden sprangen, taten es lautlos, die Stürzenden schrieen nicht, die Polizeihunde, die Verbrechern nachjag=

ten, bellten nicht, die Mädchen, die in kurzen Röcken und unanständig angezogen tanzten, glichen Geistern in ihrer hastigen Beschäftigung. Jähe Unfälle zogen kein Kreischen nach sich. Die ganze Welt tobte stumm vor einer weißen Wand und nur das Knattern einer unsichtbaren Zaubermaschine besorgte das unzulängliche Geräusch des Daseins. Hier ging Toni umher und verkaufte Zuckerwerk. Anfangs schien sie vom Glück begünstigt, obgleich sie nur schüchtern dreinschlich. Der Operateur — so hieß der waltende Geist beim Apparat — machte ihr zuliebe größere Pausen, damit sie ihre Ware bei Licht verkaufen konnte, galante junge Männer verzichteten auf den Rest von Zehnhellerstücken und überließen ihr für eine Sechserdüte großmütig vier Heller, auch versuchte sie die Zahl der gebrannten Mandeln, die sie für fünf Kreuzer lieferte, abzukürzen und statt zehn nur acht Stück zu geben. Aber bald lernte sie die Schwierigkeit und den Nachteil des Geschäftes kennen, denn namentlich die Frauenzimmer bestanden darauf, die richtige Anzahl der Zuckerl für ihr Geld zu bekommen, ferner vermochte sie nicht, wie der kräftigere Serbe, den Korb über die Brüstung zum Stehparterre hinaufzuheben, sondern trug ihn an dem Band um ihren gebück-

ten Nacken. Da kam es vor, daß in der Dunkelheit der und jener ohne weiteres in den Korb griff und unbezahlte Süßigkeiten raubte, während sie sich nur langsam aus dem Bereich des stehlenden Publikums fortbewegen konnte. Auch brachte sie es nicht über sich, wie sie gesollt hätte, mit verlockender Stimme auszurufen: „Zuckerl, gebrannte Mandeln, Bonbons, Erfrischungen gefällig?", da sie glaubte, einem Mädchen müsse man schon um seiner selbst willen mehr abkaufen als einem Manne und da sie sich der Anpreisung ihrer Ware schämte, als hätte sie sich selber damit angeboten; so brachte sie weniger nach Hause, als nötig war, diese Pachtung zu bezahlen, und der Serbe mußte sich entschließen, seine einträglichere allein zu behalten und zu versehen, während die Toni nur zur Aushilfe verwendet wurde.

Die ersehnte Hochzeit zog sich in die Länge, weil die Ausweispapiere noch immer auf sich warten ließen. Der Serbe sah auch den Grund nicht ein, weshalb er das in solcher loserer Form durchaus angenehme Verhältnis verändern und strenger knüpfen sollte, darum betrieb er die Angelegenheit nicht weiter. Und Toni schämte sich, in ihn zu dringen, oder hielt es nach der Lage der Dinge auch nicht für angebracht, das Leben war

ohnedies ganz lustig, selbst der nötige Zank und das Ungefähr der unvermeidlichen häuslichen Vorwürfe, Verdrüsse, einander nachgeworfenen Schuhe, erteilten Ohrfeigen schien mehr ein Austausch würziger Zärtlichkeiten, als ein ernstliches Übel. Sie schüttelte sich vor Lachen, wenn sie berichtete, gestern habe er ihr gesagt: „Altes Vieh, tust wie kleines Madel.“

Über den niederen Menschen wachen aber die höheren und achten auf die Einhaltung der Sitten und daß die fromme Zucht gewahrt bleibt.

Die Frau des Zuckerlpächters hatte nicht nur Sorge um ein schönes, verkäufliches Brautkleid, sondern auch um das Seelenheil ihrer Nächsten, denn sie war fromm und strengen katholischen Glaubens. Irdisches und Überirdisches lief so schön nebeneinander her, wie es sich einem geordneten Gemüt geziemt, sie gehörte dem Verein des heiligen Vinzenz zur Sanierung wilder Ehen an und lenkte die Aufmerksamkeit zweier rühriger Damen des Vorstandes auf die Angelegenheit. Hier war in der Tat ein wildes Frauenzimmer und ein wilder Serbe in wilder Gemeinschaft, aber beide den Forderungen des Glaubens zugänglich und von kindlichem Gemüte. Zwei schwarzgekleidete ansehnliche Damen statteten dem

Paare einen Besuch ab und redeten ihm inständig ins Gewissen, seinen vor Gott und den Menschen ruchlosen Lebenszustand zu heiligen, durch das gepriesene Sakrament zu entsühnen und erst ganz würdig zu machen. Der Serbe lauschte als ein gebildeter und strebsamer, von Natur sittlicher und gläubiger Jüngling mit duldendem Anstand, die Toni als heiratslustiges und ohnedies höchst bereitwilliges Sündengeschöpf mit wahrem Entzücken diesen Ratschlägen. Als der junge Mann die ausgebliebenen Ausweispapiere für die ausgebliebene Eheschließung allein verantwortlich machte, erklärten die Damen, ihn dieser Sorge gänzlich überheben und die Beschaffung der Urkunden von Vereinswegen sofort veranlassen zu wollen. Auch für die Kosten des Aufgebots und der feierlichen kirchlichen Trauung würde ihre fromme Schwesterschaft aufkommen, ja sie boten den beiden sogar tombakene Eheringe zu geneigter Verwendung an. Doch darüber ging der Serbe mit einiger Verachtung hinweg, denn er hielt nur echt feuervergoldete für standesgemäß. Hierüber entspann sich allerdings, nachdem die Damen mit der Zustimmungserklärung ihrer Schützlinge das Feld geräumt hatten, ein Streit zwischen ihm und seiner Braut, doch endigte er damit, daß die Toni

ihr Sparkassenbuch auch zur Anschaffung echt feuervergoldeter Eheringe heranzog.

Bald trafen die Urkunden ein, der Tag für die Hochzeit wurde angesetzt. Neue Sorgen für die Toni begannen, aber glückliche, das Brautkleid kostete zwölf Gulden, drei weitere erforderte seine chemische Reinigung. Doch hatte die Braut die Genugtuung, daß das geputzte Kleid etliche Tage lang die Auslage schmückte. Nicht oft wurde eine so herrliche Toilette chemisch behandelt und in so tadellosem Glanz erneut. Das Kleid war ursprünglich hochgeschlossen, nachträglich tief ausgeschnitten, jetzt wieder nach oben aufgerundet und mit einem Einsatz versehen und von herrlich geblümtem Stoff, es erwies sich als ein zu verschiedenen Anlässen geeignetes und vielfach zugerichtetes Prachtstück, so daß es nicht nur für die Hochzeit, sondern leicht wieder für einen Ball, wenn's nötig war, auch für Kindstaufen und andere Festlichkeiten verwendet werden konnte. Dazu kam ein Brautschleier, der zwei Meter lang vom Haupt zur Erde wallend bereitgestellt wurde. Die Frisur erforderte den maßgebenden Rat der Frau Vries. Trug man hochaufgesteckte Locken oder nach hinten fallende? Gebrannt mußte das Haar in jedem Falle werden und mit Blumen

geschmückt. Aber mit welchen? Toni errötete: Myrten waren ihr versagt. Sie, der es sonst auf eine Lüge mehr oder weniger gerade nicht ankam, hätte vor dem Altar den strafenden Blitz des Himmels gefürchtet, wenn sie sich die Blumen des jungfräulichen Standes angemaßt hätte. Auf Myrten mußte sie verzichten, das Herz war ihr darob schwer genug, aber Schneeglöckchen durfte sie tragen. Und ob sie einen Fiaker zur Fahrt in die Kirche bestellte, der zwar teuer war, aber sich doch geziemte, während ein Einspänner schäbig erschien? Sie entschied sich für einen Fiaker mit Gummirädern. Der Serbe wurde von Rothbergers Erdgeschoß für die von Herrschaften abgelegten Kleider als tadelloser Hochzeiter und Gentleman ausstaffiert mit einem breiten Gehrocke, der um seine vierschrötige, kühne Gestalt wehte. Eine bunte Krawatte, ein geschweifter Zylinder, weiße Handschuhe fehlten nicht.

Aus Deutschland hatte er eine dreireihige Ziehharmonika bestellt, um selbst Musik auf eigene Faust treiben und an seinem Feste aufspielen zu können. Der Gemischtwarenhändler in seinem Hause unterrichtete ihn. Überhaupt hoffte der Serbe mittels der Musik eine höhere Laufbahn einzuschlagen, sein nächstes Ziel war der Ankauf eines

Klaviers, es konnte bei seiner ausgesprochenen Begabung nicht fehlen, daß er bald jeden Walzer würde spielen können. Dann wollte er die Pachtung des Zuckerwerkvertriebes aufgeben und sich dem Klavierspielen im Kinematographentheater zuwenden, einer sowohl besser bezahlten, als künstlerisch höher stehenden Beschäftigung. Wie viele Aussichten eröffneten sich dem unternehmenden, hochfliegenden Geiste des Jünglings, dem mitfühlenden Gemüt seiner Braut! Das Leben war doch schön.

Sie fuhren im Fiaker zur Kirche. Ein Trinkgeld heischender ehrerbietiger Mann öffnete ihnen den Wagenschlag, ein Spalier von neugierigen Frauen erwartete sie und begrüßte die Braut mit Seufzern der Bewunderung, sie war die schönste unter den Mädchen, die zu dieser Stunde auf die Trauung warteten. „Wie Gräfin," erzählte sie nachher, von sich selbst entzückt.

Daheim in ihrem Kabinett versammelte sich nach der Feier eine kleine Gesellschaft, der Zuckerlpächter samt Gattin, Verwandte des Bräutigams, man saß auf dem Bett, auf einer Kiste und verspeiste ein Mahl, das auf Geschirren angerichtet war, welche Frau Vries als Hochzeitgeschenk gespendet hatte. Da kein Büfett vorhanden war,

mußte man die gebrauchten Teller an die Wand stellen. Der Serbe drohte, seine Frau zu erschlagen, wenn sie auch nur ein besseres Stück zerbreche, und sie fand eine solche Strafe durchaus gerecht. Als man im besten Rauchen, Trinken, Harmonikaspielen war, kam der Augenblick, wo der Serbe in das Kinematographentheater hätte fortgehen sollen. Er konnte und durfte seine Gäste nicht verlassen, so mußte Toni den Korb umtun und ans Geschäft eilen. Aber das verdarb ihr den Ehrentag nicht weiter.

Ihr Sparkassenbuch war erschöpft.

Den Watzer sah Frau Vries indes in allen diesen Tagen verloren und einsam einhertorkeln, seine Kleider starrten von Schmutz, da er wohl oft in Pfützen fiel, statt seiner Bauernkappe trug er einen irgendwo aufgelesenen Weiberhut schief auf dem Kopfe. Zuweilen sah sie auch seine drei Jungen in den Hosenwämsern ängstlich und verfroren sich herumtreiben. Daheim durften sie sich nicht aufhalten. Sie hatten nämlich jetzt keine eigene Wohnung. Seitdem die Toni von ihnen weggezogen war, gab es keine Ruhe mehr. Wenn der Müller nach Hause kam, berauscht, übermüdet, von seinem Verdruß gepeinigt, begann er zu schreien, zu toben und zu brüllen und heulte die ganze Nacht hin-

durch und jede Nacht nach der Toni. Die Frau und die Kinder weinten dazu und der Heidenlärm weckte das ganze Haus auf. Darum kündigte man ihnen die Wohnung. Aus Erbarmen nahmen die Nachbarn die Kinder und das Weib in ihre Stuben zum Schlafen, so kam jedes zu einem anderen und auf einen Kotzen in einen Winkel auf dem Fußboden. Der Müller aber trieb sich herum.

Nach der Hochzeit der Toni sah ihn Frau Vries wiederum dem Mädchen nachgehen und staunte, denn wiederum ging das Paar wie ehedem, er, wankend, den Weiberhut schief aufgesetzt hinter ihr, sie wiegte sich auf lächerliche Weise in den Hüften und tänzelte vor ihm her. Beim Tore blieb sie stehen, blickte nach ihm zurück und wartete, er kam und steckte ihr Geld zu, sie nahm's und verschwand sogleich im Hausflur.

Und täglich kam Toni in dieses Alten Begleitung in ihren Dienst, täglich vergönnte sie dem Müller einen kurzen Blick zum Abschied, und täglich steckte er ihr ohne ein Wort eine Münze zu. Sie nahm sie und schob in den Flur. —

Geschwister

Die beiden wurden getrennt, als sie noch wie zwei Tiere aus einem Wurf miteinander balgten. Kinder bleiben ja viel länger unmündig, als Katzen oder Hunde. Der Bub war taubstumm und langsam von Verstand, zwar wehrhaft gebaut, aber um so schwerfälliger und täppischer. Er begriff nur, was er gespürt hatte, am eindringlichsten nach Schmerzen. Was er aber einmal, und sei es falsch, erfaßt hatte, behauptete er gegen alle Teufel und seine Hartnäckigkeit zog ihm erst recht neues Ungemach zu. Er war so, daß er zum Beispiel ein Gewehr mühselig als Waffe hätte brauchen lernen können, dann aber den Kolben als Prügel, den Lauf als Griff verstanden und um eine Welt nicht anders als den Kolben zum Schlagen gebraucht und etwa von der zufälligen Entladung des Schusses getroffen, dies Selbstverschulden als gemeines Unrecht empfunden hätte. Alles was über seinen willkürlichen und unzulänglichen Begriff einer

Sache hinausging, konnte er nur feindselig einschätzen.

Wessen er zu wenig, hatte die Schwester im Übermaß: Hellsinnigkeit und leichtbeweglichen Verstand. Sie war genau um ein Jahr jünger als der Bruder, ihre Geburt hatte der Mutter das Leben gekostet und damit den Kummer erspart, die Gebrechen des ersten Kindes zu erkennen. Der Vater, ein fleißiger, geplagter Mann, konnte sich um seine Nachkommenschaft nicht weiter bekümmern, als daß er ihr das Notwendige durch seine Arbeit beschaffte. Unterdessen mochten sie sehen, wie sie sich unterhielten und behaupteten. Da saß denn das kleine Mädchen im alten Hofe des vielbewohnten Vorstadthauses, spielte, schaute munter herum und wandte das zierliche Köpfchen mit der früh ausgeprägten, starkgebogenen, dünnen Habichtsnase hierhin und dorthin, rief und vernahm alle Worte, die sie verstand, erzählte und hörte Geschichten, beherrschte größere und kleinere Kinder im Umkreis, war mit allen Werkelmännern, Hausierern, Lavendel- und Abwaschweibern, Mägden, Hausknechten, Wohnparteien vertraut und die kleine laute Seele des Hofes, während der ältere Bruder, der Taubstumme, auf allen vieren kroch, sich bei seinen mühseligen

Entdeckungsreisen den Kopf anschlug, das Gesicht im Schmerz verzog und ein dumpfes Geheul hervorstieß. Solche Unfälle machten ihn für die Schwester mehr lächerlich, als mitleidswürdig, denn Kinder sind grausam, sie konnte sein Mißgeschick nicht würdigen, sondern sich nur über seine ungeheuerliche Dummheit belustigen und war imstande, wenn er sich böser verletzt, hellaut aufzulachen als über einen treffenden Witz des Schicksals. Schnitt er dann eine Grimasse der Wut gegen sie und erpreßte seiner Kehle einen neuen Laut der Empörung, so mußte sie von neuem lachen, bis er sich an sie heranmachte und sie mit Fäusten bedrohte. Aber da sie soviel beweglicher und hurtiger war, entschlüpfte sie ihm leicht und kreischte ihn nur noch heftiger aus von der nächsten Treppe, hinter dem Ailantus, an der Wasserleitung oder wo immer sie sich auf der Flucht aufhielt.

Als sie kaum sechs Jahre alt war, starb auch der Vater. Da kam sie zu entfernt Verwandten, der Bub in die Taubstummenanstalt, sie blieben lang voneinander getrennt und sahen sich nur bei gelegentlichen seltenen Besuchen.

In der Anstalt lernte Karl Mudra mühselig genug aus der vorgemachten Mundstellung und

den dazu gezeigten großen Buchstaben armselige Laute bilden, ganz langsam die häufigsten Worte der Sprache sich abringen und ohne engere Verbindung zur dürftigen Mitteilung anreihen. Damit hatte die Schule das Ihrige getan und entließ ihn als Lehrling zu einem Bäcker. Hier bekam er die Handgriffe eingebläut und ward Gehilfe. Damals galt noch das alte Wandern von Ort zu Ort, und der schwerfällige Bursch setzte sich in Trab. Einmal losgegangen, dachte er lange nicht, wieder zur Ruhe zu kommen, sondern strich von Stadt zu Stadt über halb Europa. Erst nach Norden bis Kopenhagen, dann kehrte er um und zog über Hamburg, Berlin, Dresden, München, über Tirol nach Italien, durch die Schweiz nach Frankreich, und endlich nach Wien zurück, in jeder Stadt nahm er einen kurzen Aufenthalt, arbeitete ein paar Tage, suchte dann das Weite, kehrte in Dörfern ein und bettelte sich ganz zufrieden durch. Es war Sitte, daß ein Gehilfe, auch wenn er nicht blieb, bei dem Bäcker des Ortes Nachtquartier, ein Stück Brot und einen Topf Milch bekam. Dem Taubstummen vergönnte man das schon aus Mitleid, und dieses aufzurufen, verstand er ganz wohl. Soweit er die Welt erfassen konnte, merkte er sich auch, was

sie ihm gezeigt hatte: die Namen der Städte und wichtigeren Orte, und wenn er einmal in guter Laune war, konnte er auch die Reihenfolge genau angeben, wie sie auf seinem Wege aufgetaucht waren. Wer wenig versteht, sieht ja überall das Gleiche, die Backstuben, wo er schaffte, und die Schragen, wo er schlief, Brotschaufeln und Mulden, Schwaben und Russen in den Kammern, Mehlsäcke und Gehilfenspässe, aber auch die Dachböden und Ställe in den Dörfern, wohin er zu Gaste kam, waren nicht sonderlich verschieden. Von den Sehenswürdigkeiten merkte er, was sich ihm eben leicht einprägte, einen riesigen Turm, eine lange Brücke, einen besuchten Kalvarienberg, eine Uhr mit vorüberspazierenden zwölf Aposteln zu Mittag, ein Innungsfest zu Nürnberg mit Fackeltänzen um einen Brunnen, einen Obstgarten, wo er die reifen Birnen vom Baume hatte wählen oder stehlen dürfen, in Venedig einen Geruch von einem Orangenboot oder von ranzigem Öl aus einer schmutzigen Osteria und etwa derlei mehr. In Wien machte er sich ansässig, aber sein körperlicher Zustand und seine Halsstarrigkeit, sowie die angewöhnte Ungebundenheit der Wanderjahre ließen ihn die Abhängigkeit von einem Meister nicht länger ertragen, so daß er

den Bäckerberuf aufgab, zumal er, sei es durch Zufall oder durch ein Beispiel, ein viel günstigeres Geschäft gefunden hatte. Bedürfnislos und dabei habgierig hatte er auf seinen Reisen Ersparnisse gemacht und gelegentliche Arbeitslöhne und milde Gaben zu einem ganz hübschen Geldchen zurückgelegt, welches er nun in der Weise verwendete, daß er bei Schreibwarengroßhändlern Papier aller Art, Bleistifte, Federn, Kiele, Radiergummi, Messerchen, kurz das Um und Auf des Amtsbedarfes im Vorrat zusammenkaufte, billigen Ausschuß, der durch den niedrigen Anschaffungspreis einen besonders wohlfeilen Verkauf ermöglichte. Was er an einem Tage etwa anzubringen hoffen konnte, ordnete er mit äußerster Genauigkeit und Sorgfalt auf einem Tragbrette übersichtlich an und begann damit eine Wanderschaft durch verschiedene Ämter, um das Mitleid mit seinem Gebrechen und die Gelegenheit, für billige Ware noch als Käufer ein gutes Werk auszuüben, zur Grundlage eines einträglichen Handels zu machen.

Nun ist es ja nicht sehr leicht, sich selbst und derlei Verkaufsgegenstände bei einem solchen Hausiergeschäfte durchzusetzen, das von vielen ähnlichen Gesellen betrieben wird. Jedes Amt hat längst einen ständigen Lieferanten. Gegen Eindringlinge

besteht Mißtrauen, eingewurzelte Gewohnheit läßt jeden Käufer seinem vertrauten Gewährsmann anhängen. Der Neuling sieht sich unhöflich abgewiesen. Mudra wußte die Zeit auszukundschaften, wann die bisherigen Verkäufer ihren Besuch abzustatten pflegten, und kam ihnen zuvor. Wenn er sich dann stotternd und seine Hilflosigkeit gewandt übertreibend vorstellte, brachte er bei dem und jenem doch um Gottes willen etwas an, das nächstemal war er schon bekannt, setzte bald ständig seinen Vorrat ab und behielt feste Kunden. Aber ohne böse Konkurrenzkämpfe ging es nicht ab. In den Ämtern sinnt neben dem Mitleid auch ein gewisses Unterhaltungsbedürfnis darauf, sich am liebsten auf Kosten ungefährlicher abhängiger Leute auszuleben, und man machte sich gelegentlich einen billigen Jux, indem man den Taubstummen auf sein wertvolles Gebrechen prüfte und zugleich mit seinem Nebenbuhler verhetzte. Man hielt Mudra so lange hin, bis dieser andere bisher ausschließlich begünstigte Lieferant erschien. Der war nun Mudras vollkommenes Gegenstück, äußerst zungenfertig, lebhaft, beweglich, ein verkrachter Beamter selbst, von dem es hieß, daß er dereinst nach einem bescheidenen Kasseneingriff zwar entlassen worden sei, aber mit der stillen

Beihilfe der Anstalt dieses Geschäft habe begründen dürfen. Die mißlichen Erlebnisse der Vergangenheit schienen dem Manne die gute Laune nicht genommen zu haben, oder er spielte wenigstens recht ausdrucksvoll den munteren Seifensieder, indem er der Kundschaft außer mit wohlfeilen Waren auch mit mehr oder minder gepfefferten Scherzen aufwartete, schlagfertig alle Neckereien erwiderte, seine Sachen anpries, als wären es lauter einzige Kostbarkeiten, und sich tausend Worte für fünf verdiente Kreuzer, ein umständliches Gespräch von zehn Minuten für den Absatz eines schlechten Bleistiftes nicht verdrießen ließ.

Diesen romantischen Stimmungsmann der Amtsöde hetzte man eines Tages mit dem starren Mudra zusammen.

Der stand eben hoch und aufrecht mit seinem Tragbrett da und schaute streng auf seine ausgelegten Sachen, die von den Amtsleuten angegriffen, geprüft, getadelt, versucht, ausgetauscht wurden. Zehnmal um den Preis gefragt, preßte er zehnmal mit gerunzelter Stirn ein unverständliches Wort hervor und zeigte mit den Fingern der Hand, welche Zahl es galt.

Da drehte sich der andere mit Bücklingen nach allen Seiten zur Tür herein, sein heller Tenor

schallte demütig fröhlich zur Begrüßung: „O meine Herren, belieben kleine Sehenswürdigkeiten zur Aufmunterung in schlaflosen Bureaustunden, Erleichterung der Arbeitsgelegenheit, Bleistifte für Liebhaber, Briefpapier zur geneigten Korrespondenz mit den Damen oder Papier zu entgegengesetzten Zwecken, Schrotkugeln für das Tintenfaß, auch gegen die Herren Vorstände zu gebrauchen, zuverlässig, wenn auch leider nicht tödlich."

Gleich umringte man ihn, untersuchte seine Waren und verglich seine Preise mit denen des Taubstummen.

Der Muntere verstand augenblicklich die Sachlage und verbeugte sich weltmännisch vor dem mürrischen Mudra: „Ah, werter Herr Kollege, wie geht's, wie geht's, geruhen mir ein wenig das Geschäft zu verderben, alle Achtung. Haben uns noch nicht gesehen!" Mudra schwieg. Die Herren machten dem Schlaukopf Zeichen, daß der andere stumm sei.

„Oh, bitte sehr, ich verstehe vollkommen. Der Herr Kollege ist ernst veranlagt, ich wette, er führt keine so schwunghaften Spezialitäten, wie meine Wenigkeit."

Damit wies er gewisse zweideutige Artikel vor, „hochgeneigte Juxgegenstände zu munterem Be-

triebe. Oder ist der Herr Kollege doch zu einer Aussprache bereit?" Dann zog er einige verzerrte Fischblasenfiguren hervor, die zu Scherzzwecken aufgeplustert, nicht nur eine sehr gemeine Form annahmen, sondern noch ein widerwärtiges Gekreisch ausstießen.

Mudra beantwortete diese Herausforderung mit einem gepreßten Laut der Wut, was allerseits hochbefriedigt aufgenommen wurde. Dann setzte man die Waren der beiden Konkurrenten spöttisch herab. Der muntere Tenor erhob mit ergötzlicher Übertreibung die Vorzüge der seinigen, während Mudra starr und stirnrunzelnd stehen blieb und immer nur mit den Fingern den gleichen Preis andeutete, ohne sich zum Sprechen verleiten zu lassen.

Endlich wußte der weltmännische Hausierer den peinlichen Zweikampf damit zu beendigen, daß er aus einem geheimen Fache seiner Handtasche etliche Päckchen zur gefälligen Besichtigung und Auswahl anzubieten versprach. Darum fertigte man Mudra ab, kaufte ihm rasch und mehr ab, als man etwa benötigte, und ließ ihn, von den Verbeugungen des grinsenden Konkurrenten verabschiedet, glühroten Gesichtes, aber voll zorniger Fassung abziehen, damit der andere seine gepfefferten Geschichtchen und skandalösen Gegenstände ausbreiten konnte.

Derlei Zweikämpfe, die nun einmal zum Geschäftsbetriebe gehörten, lernte Mudra aushalten und widerstand wie eine Säule. Da er nicht antwortete, konnte ihn keiner vertreiben. Er wurzelte so lange in einem Zimmer, bis man ihm etwas abkaufte, schließlich war man an ihn gewöhnt, erwartete ihn und unterhielt sich mit ihm durch übermäßiges Gebärdenspiel, führte mit ihm und seinen Waren Possen auf, worin alle Beamten die beweglichen Figuren, er allein den geduldigen, strengen und finsteren, steinernen Gast abgab. Unterwegs verzehrte er in einem kleinen vegetarischen Speisehause ein grobes Mittagmahl, vermutlich hatte er sich die Gemüsekost schon in der Anstalt angewöhnen müssen. Wollte er sich etwas Besonderes zugute tun, so trank er ein Glas ungegorenen Apfel- oder Traubenmost oder preßte den Saft von fünf Orangen in ein Krügel. Zur Jause suchte er irgendeinen vertrauten Stand eines Zuckerbäckers vor einer Brücke, einem Bahnhofe, in einem Durchhause auf und kaufte ein süßes Gebäck, aber keine feine Sorte, sondern etwas Großes, Ausgiebiges, einen Apfel- oder Topfenstrudel, ein beträchtliches Nußkipfel und dergleichen. Abends zählte er seine Barschaft und schloß nie mit einem geringeren Tagesnutzen als

von etwa sieben Gulden ab. Er wohnte in einer dürftigen Kammer, sein Anzug, aus grobem Tuch, sein Lodenmantel und Hut und seine gestrickte, wollene Halsbinde hielten jahrelang vor, so blieb ihm bei den geringen Bedürfnissen eine Ersparnis, die von Tag zu Tag und bald zu einem kleinen Vermögen anwuchs, das er zum Teil in Barem bei sich trug, zum Teil in der Postsparkasse einlegte.

Da er in Wind und Wetter lebte, wurde sein Körper immer eiserner, aufrecht ging und stand er und erhielt sich von heute auf morgen, für einen gleichen Tag, für gleiche Jahre.

Aber diese stumme steinerne Seele mochte auch in solcher einförmigen Lebensweise ihre Qualen, ihre Begierden, ihre Angst, ihre Erwartung hegen, die in der Tiefe des verknöcherten Gehirns mit kümmerlichen, schmerzhaften, wenn auch einfältigen Regungen wachten und in sein Dasein immerhin gewisse Kämpfe und wechselnde Ereignisse einführten, die jeder bedarf, um sich in seiner Zeit als wachsendes und lebendes Wesen, wenn auch noch so starr und schwerbeweglich zu fühlen. So weckte ihn zuzeiten sein alter Bäckerberuf auf, und der sonst Bedürfnislose wollte sich einen besonders geschätzten Leckerbissen beschaffen. Er ver-

stand ein Erdäpfelbrot mit Rosinen nach einem alten Rezept zu kneten, das, wie er glaubte, von den schwindelhaften Bäckern in solcher Güte und mit so vielen Bestandteilen nicht hergestellt wurde, weil sie den unkundigen Käufern billigeren Schund um den vollen Preis aufhängten.

Darum vergönnte er sich einmal im Jahre, zu Weihnachten, den Ankauf dieses besonderen Mehls und aller nötigen Zutaten, machte den Teig an und knetete einen riesigen Laib. Den mußte er freilich einem Bäcker zum Backen im großen Ofen anvertrauen, da er in seiner Kammer und bei seinen Wirtsleuten keine Möglichkeit hatte, das Brot in die Röhre zu bringen. So trat er in irgendeine Vorstadtbäckerei ein, machte sein Anliegen verständlich und gab seinen rohen Teig zum Backen hin. Am nächsten Tag holte er ihn ab und tat sogleich mit seinem groben Taschenfeitel den Anschnitt, um das Brot noch frisch zu verkosten. Nun schmeckt der erfüllte Wunsch ja niemals wie der erträumte. Er erfaßte aber dieses einfachste Geheimnis alles menschlichen Glückes so falsch, wie die Welt sonst, und glaubte, der Bäcker habe den guten Teig mit einem schlechten vertauscht, das edle Brot behalten und ihm ein elendes hergestellt. Drum fing er im Laden gleich zu klagen

an, man verstand ihn vorerst nicht, bis er mit Gebärden und abgerissenen Worten deutlich machte, was er meinte. Zuerst lachten die Leute und hielten ihn für betrunken, dann setzten sie ihm auseinander, daß man ihm keinen anderen Teig als den seinen gebacken habe, da man weder Zeit noch Vorteil fände, just für ihn einen minderen anzumachen. Er wurzelte fest und wiederholte seine Anklage starr und stotternd. Drauf wurde man grob, endlich handgreiflich und warf ihn hinaus. Folglich verklagte er den Bäcker auf Lieferung des richtigen Erdäpfelbrotes. Er hatte Zeit genug, aufs Bezirksgericht zu laufen, Verhandlungen zu erwarten und ging seinem Recht, als einer Hauptangelegenheit nach. Selbstverständlich erregte der Handel Mitleid und Spott und endigte damit, daß der Bäcker freigesprochen, Mudra in die Kosten verurteilt wurde. Das Brot aber war mittlerweile verschimmelt. Mudra weichte es in Most auf, um es nicht völlig verkommen zu lassen, und würgte mit jedem bösen Bissen das Gefühl der Ungerechtigkeit der Welt und ihres grenzenlosen Betruges herunter.

Unversehens stand er in den Fünfzigern, als er seine Schwester wiederfand.

Die war immer in Wien geblieben und hatte

gleichwohl ein weiteres Stück Welt durchmessen, als er. Jung und von eigentümlicher wilder Anmut, war sie früh geweckt, früh die nicht einmal unwillige Beute der Männer, aber durch Arbeit, Entbehrung, Mißhandlungen vor der Zeit gealtert und einsam. Jetzt erwarb sie ihren Unterhalt als Wäscherin und breitete einen wunderlichen bescheidenen Lügenschleier um ihr Leben aus. Sei es, weil sie das Bedürfnis und den Ehrgeiz hegte, wenigstens vor den Augen der Leute als Gattin und mit einem Gatten versorgt zu gelten und sich diese scheinbare Befriedigung vorzuspielen, sei es, weil sie von den Spießbürgerfamilien selbst zu diesem Betruge veranlaßt wurde, da man die kostbare Wäsche nur einer Ehefrau anvertrauen wollte, gab sie sich allen Kundschaften als verheiratet aus, erzählte tausend Geschichten und heitere oder ernste Erlebnisse ihres vorgeblichen Gemahls, von seinen Lieblingsspeisen, von seinem anstrengenden Beruf als Maschinenschlosser, von seinen Entgleisungen und Wirtshausgelagen, von Lohnverhältnissen und dergleichen. „Das will mein Alter so, heut' muß ich meinem Alten das und das kochen, heut' hab' ich meinem Alten für die Feiertage sein schönstes Hemd gestärkt und gebügelt.“ Immer neue Züge trug sie zu diesem Idealbilde

eines nicht vorhandenen Gemahls bei und erstrahlte in ehelicher Liebe und Treue. Mit dieser einen einzigen, immer kunstreicher und höchst gewissenhaft ausgebildeten Lüge wanderte sie rüstig durch ihre Zeit und, wenn man will, auch glücklich, denn sie beneidete die Reichen nicht, hielt sich für besser als die Armen und nahm ihren eigenen Mangel nicht schwer. In einem alten Hause, ähnlich dem, wo sie ihre ersten Jahre verlebt hatte, besaß sie eine winzige, sauber gehaltene Wohnung, eine Stube, worin, ihrem eigenen und dem Betruge der Leute entsprechend, zwei Ehebetten, zwei Kasten, zwei Waschbecken, darüber zwei Handtuchhalter, aller Einrichtungsbedarf zweier Gatten paarweise wohl im Stand gehalten, als wie täglich benützt und täglich geputzt sich zeigte. Unverändert klar und heiter funkelten ihre klaren Raubtieraugen in dem rasch verwelkten schmalen Gesicht, über dessen scharfer Nase sich die Haut glatt spannte, der unter den Augen, an den Schläfen und an den Mundwinkeln schon viele bewegliche Runzeln eingeschrieben waren und andere Geschichten hätten erzählen können, als die ihr Geschwätz zu verbreiten pflegte. Sie stand im Hofe des Hauses beim Troge oder Bügelladen, sah die Leute kommen und gehen, erfuhr ihre An-

gelegenheiten, rief und wurde angerufen, gab Rat und kannte Mieter und Hausierer, Lavendelweiber und Fetzensammler, Hebammen und Aftermieter, Werkelmänner und Lehrbuben, schickte ihre Augen überall herum, lachte gern und war guten Mutes ohne Grund, bei aller Plage fröhlich und gewandt noch in ihrem höheren Alter und bewegte sich eben in ihrem bescheidenen Lügenmärchen mit allem Genügen, als böte es ihr, so geschickt angelegt und allseitig ausgebaut, jede wünschbare Erfüllung. Von den Hausangehörigen verraten zu werden fürchtete sie nicht, da diese von ihren Kundschaften weder etwas wußten, noch von ihrer besonderen Lage so leicht erfuhren. In der Welt sich halten, das Notwendige mitmachen und sich an einer bescheidenen Lüge wärmen, war ihre Gesundheit, denn auch sie war unverwüstlich geraten.

Als sie einmal auf irgendeinem Geschäftswege ging, sah sie Karl Mudra mit seinem Tragbrette daherkommen und erkannte ihn oder glaubte ihn zu erkennen, stellte sich ihm in den Weg, so daß er, der in seinen mühsamen Gedanken versunken war, unversehens nicht weiter konnte und sie zornig anschaute. Sie aber zeigte mit dem Zeigefinger nach ihm und ahmte, halb unwillkürlich, halb im Spott, wie sie es gewohnt war, seine Sprache

nach, indem sie stotterte: „Du – Mudra – ja?" Da antwortete er mit einem Zeichen von Ahnung und Verständnis: „Ich – ja!" Nun lachte sie ordentlich wie damals, und er schnitt eine böse Grimasse wie damals. So war die Verbindung wiederhergestellt, sie ging ein Stück Weges mit ihm und zog aus dem Manne die wenigen Nachrichten der Vergangenheit rasch heraus, wie ein Vogel mit dem Schnabel die Körner aus der Furche pickt. Was ihr gefiel, daran wetzte sie mit Fragen und Hohn herum, was sie nicht wissen wollte, ließ sie ärgerlich fallen und lachte über alles, am meisten über ihres Bruders Geschäft und Wichtigkeit. Hingegen verschwieg sie ihm selbstverständlich ihr erfundenes Ehewesen. Diese Geschichte hätte er doch nicht begreifen können, und so ernster Mitwisserschaft hielt sie den armen Kerl nicht für würdig. Seit dieser Begegnung wußten sie sich gelegentlich zu finden, das heißt ihr Bruder besuchte sie in ihrer Wohnung, deren Zweischläfrigkeit er nicht weiter beachtete. Wenn er kam, trat er wie ein reicher Mann und Gönner auf, aber immer zur Mahlzeit, so daß er auch einen ordentlichen Teller Suppe, Gemüse oder was es eben gab, vorgesetzt erhielt. Die Schwester wußte sich schon so einzurichten, denn das

hatte sie gleich herausgefunden, daß Mudra mit seinem Wohlstand ihren Neid und ihre Eifersucht mitgenießen und sich an ihrer Armut weiden wollte. Hinwiederum mißgönnte sie ihm dieses Vergnügen und hielt darauf, daß die kleine Wohnung sauber glänzte, der Tisch nett gedeckt und darauf ein Essen angerichtet war, wie es der verwahrloste Altgeselle niemals in seinen Gasthäusern bekommen konnte. Da saßen sie denn nebeneinander und aßen langsam und umständlich. Nachher blieben sie still auf ihren Stühlen, was sollte er denn erzählen, dem zu einem ganzen Herzen jene Sinne fehlten, die aus Mitgeteiltem und Vernommenem mit dem Worte erst das Feuer des Gefühls schlagen, entfachen und hegen. Sagte er aber was, so mußte sie lachen. Denn er kam ihr unverwandt dumm und ungeschickt vor, erzählte sie etwas, so nickte er und blickte mit finsterem, gleichgültigem Wohlwollen, bis er sich endlich wie nach einer mühselig abgeleisteten Pflicht erhob, einen Fünfguldenschein auf den Tisch legte und Abschied nahm. So bezahlte er jeden Besuch, und die Schwester wies es nicht zurück, weil sie diese Selbstbesteuerung des Hochmutes und seiner Torheit durchaus anerkannte. Da er aber geizig genug war, diese Großmut nur in beträchtlichen Pausen auszuüben, hatte sie nach

jeder Mahlzeit mindestens einen Monat oder zwei, bis zur nächsten, Ruhe.

Übrigens stellte er auch die Besuche bald ganz ein und sie vernahm geraume Zeit nichts von ihm, bis sie ihn wieder einmal völlig verändert antraf. Der alte Mensch war merkwürdig aufgedonnert, modisch angezogen, mit großkarriertem Beinkleid, einem schwarzen Rock, gesteiftem Kragen, seidener Halsbinde, rundem Hut, aber er kam ihr zum erstenmal alt vor, während er bisher in seiner Nachlässigkeit und gleichgültigen Dürftigkeit blühend und unverwüstlich geschienen hatte. Sein Gesicht war gelb, wie von Fieber ausgehöhlt, seine Augen brannten, er bewegte sich mit unheimlicher Lebendigkeit und bedeutete ihr ruckweise und erglühend, daß er mit einer jungen Person etwas angefangen, sich und sie recht schön eingerichtet und Möbel gekauft habe, und er lasse sich nicht lumpen. Da lachte sie wiederum wie immer, wenn er ihr statt mitleidswürdig, nur trostlos dumm vorkam. Und er stieß wiederum sein verhaltenes Stöhnen hervor, wie ein verletztes, halsstarriges Tier. Sie sagte ihm auf den Kopf zu, er werde zum Narren gehalten, ob er denn ernstlich glauben könne, ein junges Frauenzimmer werde ihn bei seinen Jahren und seinem Gebrechen wirklich

gern haben und nicht vielmehr ausbeuten und um sein bißchen Geld betrügen. Um seine Gesundheit habe sie ihn ohnehin schon in aller Geschwindigkeit gebracht, und was den Verstand betreffe, habe er auch nicht viel zu verlieren gehabt. Er hörte diese ihre Vorwürfe, die sie recht deutlich auf der Gasse ausschrie, damit er alle ihre Mundbewegungen nur richtig erkenne, mit wütendem Gesicht an und antwortete in seiner abgehackten mühseligen Redeweise: „Alles mein Geld. Ich mache, was ich will. Du nichts reden. Du möchtest mein Geld. Oha. Nichts. Alles mein. Ich. Mein Geld, mein Spaß. Du nichts. So." Und sie lachte noch mehr, da ihr seine Vorstellung, sie habe es auf sein Vermögen abgesehen, doppelt lächerlich vorkam. Er verschluckte seine Wut. Damit schieden sie im Zorn.

Es dauerte nicht sehr lange, bis er die Schwester doch wieder besuchte, aber in sehr herabgeminderter Verfassung, die modischen Kleider waren vernachlässigt und wüst, er selbst aufgeregt. Die Schwester pickte bald ein paar Körner von Neuigkeit aus der dürren Furche heraus und wetzte den Schnabel vor Genugtuung. Sie hatte recht behalten. Die Dame, deren Reize ihren Bruder verführt hatten, war eine recht abgefeimte Betrügerin,

die sich nicht nur Wohnung, Möbel, einen Geliebten zum Privatgebrauch, angenehmes Wohlleben zu verschaffen gewußt, sondern auch allerhand. Wertpapiere hatte schenken lassen. Mudra, dem seine späte Liebesleidenschaft recht teuer zu stehen kam, betrieb nach wie vor und nun doppelt eifrig seinen Handel, weshalb er sich nur am Nachmittag, wenn die Ämter geschlossen waren, bei seiner Mätresse aufhalten konnte. Dies erleichterte ihr jeden Betrug. Dem Mißtrauischen und Eifersüchtigen war es aber gelungen, sie mit ihrem Liebhaber zu betreten, und er hatte sie sogleich hinausgejagt. Soweit wäre die Sache ja ganz ordnungsgemäß verlaufen. Aber die Dame wollte dem alten Narren noch einen ordentlichen Denkzettel angedeihen lassen und sich einen dauernden Nutzen über den bisherigen hinaus verschaffen. Er hatte ihr etliche Türkenlose geschenkt, ebenso viele als seinen eigenen Besitz verwahrt, und trotzdem er sich sonst fast aller seiner Ersparnisse um der Gaunerin willen sacht entledigt hatte, behielt er gerade diese Papiere als sein letztes Gut mit einstiger Gewinnhoffnung zurück. Nun behauptete sie, er habe die ihr geschenkten Lose gegen die seinigen ausgetauscht, weil eines der ihrigen einen Treffer gemacht hätte. Derart habe er sie um einen

rechtmäßig erworbenen Nutzen geprellt. Und um diese höchst ansehnliche Summe belangte sie ihn und drohte gar mit der Betrugsanzeige. Von dieser Erpressung betroffen, halb beschämt, halb empört, ratlos in all seiner Ungeschicklichkeit und Weltverlegenheit suchte Mudra doch die Schwester auf, als die einzige, an die er sich wenden konnte. Die lachte denn zuerst, wie sie es gewohnt war und nicht anders konnte, dann aber erbot sie sich, zu einer ihrer ständigen Waschkundschaften, einem Advokaten, zu gehen und ihn um Rat zu fragen. Dieser übernahm den Streitfall, der nur so lange zweifelhaft bleiben konnte, als Mudra seiner eigenen Hilflosigkeit überantwortet war, sich aber gleich bei der ersten näheren Untersuchung aufs selbstverständlichste aufklärte. Mudra vermochte nachzuweisen, wo er die Türkenlose gekauft hatte, und dort bestätigte man wieder, daß das mit einem Treffer gezogene Los überhaupt nicht aus diesem Geschäfte stammte, also niemals in Mudras oder seiner gewesenen Geliebten Händen hatte sein können. Dazu ergab eine Betrachtung des Vorlebens der gefährlichen Liebhaberin, daß sie bereits mehrere Strafen wegen Betrugs erlitten und stets einen „unsittlichen Lebenswandel" geführt hatte. Alles Mitleid wandte sich ihrem

armen geprellten Opfer zu, und Mudra ging in Ehren strahlend aus dem Rechtsstreit hervor, der mit der Abtretung des Aktes an das Landesgericht wegen des von der Dame begangenen Verbrechens der Verleumdung und des Betruges endigte.

Am Schluß glaubte der Anwalt dem Mudra denn doch eine kleine private Belehrung nicht vorenthalten zu sollen, er möchte als älterer Mensch solche Abenteuer vermeiden, sein bißchen Geld zusammenhalten und lieber dereinst seiner Schwester hinterlassen, die mit ihrem Manne redlich und schwer schaffen müsse, als es so zu verschwenden und sich noch zum Gespött der Leute zu machen.

Als der Advokat wiederholt von der Schwester und ihrem Manne sprach, konnte Mudra nicht umhin, sich zu rechtfertigen: „Meine Schwester ledig."

Der Anwalt lächelte überlegen und erwies seine Behauptung mit näheren Angaben über Beruf, Gewohnheit, Neigungen von Mudras angeblichem Schwager, die er aus ihren häufigen Erzählungen gemerkt hatte.

Der Taubstumme lachte höhnisch ungeschickt vor sich hin und schüttelte nur unverwandt den Kopf, nein, sie hatte durchaus keinen Mann. Eine solche Behauptung mußte er zurückweisen. End-

lich schüttelte der Advokat seinerseits unwillig den Kopf, er wollte sich in die dunklen Gebiete dieses Familienbetruges nicht einlassen, schloß seine wohlgemeinte Ansprache mit einer strengen, aber kurzen Mahnung und ließ seinen geretteten Schützling stehen.

Der ging denn eilig zur Schwester, strahlte vor Genugtuung und erwähnte beiläufig den merkwürdigen Irrtum des Advokaten in betreff ihrer Ehe und ihres Gatten.

Die überraschte Frau geriet bei dieser Eröffnung in fürchterliche Aufregung: „Was geht dich mein Stand an, du Narr, du Schuft,“ schrie sie fassungslos, weinte, „wie steh ich da, was müssen die Leute von mir glauben?“ und konnte sich gar nicht beruhigen.

Mudra betrachtete sie mit kühler Teilnahme und lächelte überlegen, jetzt gab er ihr die Geringschätzung reichlich zurück. Als sie ihn aber gar zu arg beschimpfte, erhob er sich und ging ohne Dank und Abschied.

Seitdem war der sonst so gelassenen und heiteren Frau das Leben versalzen, indem sie nicht wußte, welche Folgen die entdeckte Lüge etwa haben, wie weit ihr Geheimnis enthüllt, und wem von ihren Kundschaften es ruchbar geworden sein

mochte. Sie vermied es, den Advokaten wieder aufzusuchen, obgleich sie bei ihm gerade ein Hauptstück Geld verdiente, weil sie fürchtete, er möchte sie näher ausforschen, sie gab andere Häuser auf, die mit ihm in Berührung stehen konnten, und es gelang ihr nicht leicht, neue Familien zum Ersatz zu gewinnen, aber ihre alte Lüge aufzugeben auch nicht, denn sie lebte in diesem harmlosen Betruge und war darin so zu Hause, daß sie sich völlig verlassen und verkommen gefühlt hätte, wenn sie sich auf einmal als alleinstehende alte Weibsperson hätte verraten müssen, nicht anders, als wäre ihr ein Gemahl davongegangen oder durch gerichtliche Scheidung abgesprochen worden. Seitdem der Bruder ihren so schön erlogenen Lebenswandel preisgegeben hatte, war sie unruhig und bedrückt, ungeduldig und reizbar, sie machte sich bei den Kundschaften, die sie behalten hatte, durch ihr scheues Wesen verdächtig, auch leistete sie nicht mehr so zuverlässige Arbeit, vielmehr war die Wäsche bald zu oberflächlich gewaschen, bald fehlte ein Stück. Auf Vorwürfe antwortete sie mit einem Schwall von Klagen oder gar mit Keckheiten, die ihr wiederum böse Worte der beleidigten Hausfrauen eintrugen. Man hatte Geduld mit ihr, aber sie selbst nicht mit sich. Sie war wie gehetzt, was

früher als behagliche Lügenerzählung sich ausbreitete, worin sie alle gute Laune und gelassene Munterkeit des Gemütes zu legen wußte, wenn sie von ihrem glücklichen Ehestand berichtete, das wurde jetzt eine verbitterte Schilderung trostloser Lebenskämpfe, Lohnstreitigkeiten, ehelicher Szenen, sie klagte über Mißhandlungen, weinte über Armut und teure Zeiten, um mit solchem Ungemach die Mängel ihrer Arbeit zu entschuldigen. Bei den Dienstboten bejammerte sie wieder den Hochmut reicher Leute, die so ungerecht und ausbeuterisch verführen, sie reizte die Mägde auf und trug allen Tratsch und Klatsch herum, ohne Absicht vielleicht, aber mit Eifer. Auch daheim hatte sie kein Behagen mehr, ihre zweischläfrige Stube ließ ihr keine Ruhe, sie sah sich von den arglosen Möbeln verhöhnt und beleidigt, sie räumte nicht mehr ordentlich zusammen, sondern verließ, nachdem sie ihre Arbeit so rasch wie möglich beendigt hatte, das Haus und den Hof, um den bekannten Leuten zu entkommen und trieb sich auf den Gassen herum. Sie war mißtrauisch und ängstlich, versperrte ihre Wohnung und ließ keine Nachbarin mehr hineinkommen, wie sie auch, wenn sie im Hofe waschen mußte, niemand mehr grüßte, für keinen ein freundliches Wort erübrigte. Die Kinder, mit denen sie

sonst zutraulich gewesen war, verjagte sie. Endlich kündigte sie ihre Wohnung und suchte eine andere, wo es ihr aber nur noch weniger behagte, weil sie sich in die neuen Verhältnisse nicht mehr leicht fügen konnte.

Da ihn der Rechtsstreit zwar ehrlich, aber arm gelassen hatte und fast sein ganzes Vermögen bei der bösen Liebschaft draufgegangen war, eilte Mudra jetzt um so eifriger und gieriger neuem Erwerb, neuen Ersparnissen nach. War er früher bescheiden gewesen, so wurde er jetzt völlig armselig, er geizte mit allem, aber der Hunger und die selbstgewählten Entbehrungen hatten ihm nichts an, nachdem er die betrügerische Dame losgeworden war, vielmehr gedieh er körperlich wieder zum Staunen, seine Wangen röteten sich, sein Gang war strack und stet, sein Blick ruhig, heiter seine Stirn, sein Haar, das voll und lückenlos den runden Kopf bedeckte, war ganz schneeweiß geworden, und da er dem Friseur das Geld fürs Schneiden neidete, wuchs es in vollen Locken und gab seinem Gesicht eine ehrwürdige Bedeutung. Aber seine Geldgier riß ihn in eine zweite böse Sache.

In einem der Ämter, die er besuchte, hauste ein alter Kanzlist, der in einem Glasverschlage

harmlose Schreibereien zu versehen hatte, aber seine viele freie Zeit zu argen Geldgeschäften benützte und als Wucherer der Anstalt hier gleichsam einen eigenen Laden betrieb. Bei ihm gingen alle Bediensteten aus und ein, die Geld brauchten, und das waren viele junge elegante Leute, die ihren Gehalt bereits gleich nach dem Empfang vertan hatten und sich doch ein neues Vergnügen, eine Liebschaft, einen Ball, eine Wette auf dem Turf, was weiß ich, nicht versagen wollten, wozu sie Geld brauchten, oder um wenigstens ein Mittagessen kaufen zu können, wenn sie keinen Kreuzer mehr in der Tasche hatten. Da klopften aber auch alte Sünder und Ehekrüppel an. Unverbesserliche Schuldenmacher oder arme Teufel, die alles ins Leihhaus getragen hatten, weil ihre Kinder oder ihre Frau krank waren, und weil sie heute wieder eine Rate oder Rechnung zu bezahlen hatten. Alle waren die Vertrauten des alten Kajaba, der mit seinem Kahlkopf, seinen gichtischen, auswüchsigen Händen, an denen er altmodische Siegelringe trug, seinen geröteten Augen, seinem dünnen schwarzgrauen Schnurrbart über dem gekniffenen Munde genau so aussah, wie er war. Er erschien süß freundlich und bitterlich ernst zugleich, zuvorkommend mit den Söhnen aus gu-

tem Hause, die mehr aus Übermut, als aus ern-
ster Not bei ihm für ein paar Tage Geld entliehen,
streng, mißtrauisch, voller Vorwürfe und Belei-
digungen für die verschämte oder unverschämte
Armut, die auf ihn angewiesen war. Von den
hübschen leichtsinnigen Bürschchen ließ er sich ihre
Abenteuer erzählen und die neuesten Witze, die
gerade im Schwunge waren und machte die Geld-
geschäftchen rasch und ohne viel Wesens ab. Mit
weitwendigem Gespräch nützte er die kleine Ver-
legenheit seiner Schutzflehenden aus, um ihre bes-
sere Gesellschaft zu genießen, da sie sich sonst um
den ekelhaften Kerl im Verschlage wohl nicht küm-
merten. Wurde einer aber keck und zeigte seinen
natürlichen Hochmut, so konnte der alte Kajaba
sehr wohl spitz und auf seine Art witzig werden,
daß dem jungen Manne der Spaß verging. Mit
den alten Prachern, Gewohnheitsborgern, Säu-
fern, Kellerstammgästen, Eheflüchtlingen, Schul-
densammlern, Unglücksraben aber war er streng
und unnahbar, erteilte Belehrungen, stellte sich auf
Bitten taub und ließ sich nur schwer rühren. Er
lieh überhaupt keine großen Summen her, einen
geschäftsmännischen Wucherbetrieb hätte man zu
leicht entdeckt und von Amtswegen unterdrückt, er
hatte eine solche Angelegenheit schon anderwärts mit

einem blauen Auge bezahlt. Darum gab er nur verhältnismäßig geringe Barbeträge her und verlangte nicht einmal einen Schuldschein, geschweige denn Wechsel und Bürgen. Bot ihm ein Verzweifelter derlei an, so lächelte er nur voll Verachtung. Er lieh als hilfsbereiter Amtsbruder auf kurze Zeit, von einem Monatsanfang bis zum nächsten, auf eine oder zwei Wochen. Und dann mußte man ihm das Geld zurückbringen, aber freilich mehr, als man bekommen hatte. Die Zinsen, die bei der kurzen Laufzeit nicht so fett aussahen, wie sie wirklich waren, blieben ganz dem Gutdünken der Kundschaft anheimgestellt, aber wehe, wenn sie nicht recht großmütig und weitherzig bemessen wurden. In solchem Falle pflegte Kajaba entweder zu behaupten, er habe einen weit höheren Betrag hergegeben, als man ihm irrtümlich zu erstatten beliebte, oder er steckte die Summe wortlos ein, sperrte aber den kleinlichen Schuldner von jedem künftigen Darlehen aus. Derart konnte sein blühender Betrieb den Anforderungen der teuren Zeiten gar nicht nachkommen, und er zog Mudra zur Teilnahme an dem sicheren Handel heran, wobei er ihn für größere Darlehen vorzuschieben verstand, die er nicht abzuschließen wagte und wenn es sich um bedeutendere Beträge handelte, die für längere

Zeit hergegeben werden sollten. Da machte er den Vermittler, ja er stellte sogar selbst den Schuldschein aus, als hätte er das Geld bekommen, wofür er eine besondere Provision erhielt. Wechsel anzunehmen, lehnte Mudra ab, der vor allen Gerichtssachen Scheu hatte. Nur Kajabas eigene Bürgschaft nahm er an, weil der Wucherer sehr vertrauenswürdig war, weiß doch jedermann, daß solche Geldleute auf ihre Zuverlässigkeit halten, denn darauf beruht ihre sogenannte Ehre, Stellung und Gewinn. Wer verbotene Dinge betreibt, muß dies mit einem Übermaß von Gewissenhaftigkeit, mit einem Rest von Treu und Glauben tun, den er braucht. In der Tat brachten diese Geschäfte dem Mudra anfangs ansehnlichen Nutzen. Kajaba arbeitete mit Mudras Kapital, wofür der Gewinn unter beide nach einem Schlüssel geteilt wurde, den der Taubstumme nicht zu verstehen brauchte. Es genügte ihm, sein Geld reichlich vermehrt, pünktlich zurückzubekommen. Aber kaum hatte er es wieder, so mußte er es gleich auch von neuem ausschicken, es arbeitete rasch und unablässig. Er behielt kaum etwas übrig, als das Bewußtsein erhöhten Umsatzes und verlor es mit dem Schlage, der eines Tages Herrn Kajaba aus diesem irdischen Leihhause abberief. Da stand Mudra

nun mit ein paar Autogrammen, worauf sich Herr Kajaba als Schuldner mit kritzligen Zügen verewigt hatte, und mit dem Tragbrett, worauf die Waren zitterten, als die Kunde eintraf. Die Käufer seiner Bleistifte scherzten über seine Blässe und Fassungslosigkeit.

Mudra suchte die Schuldner auf, vielmehr, wen er als solchen im Verdacht hatte, die Leute aber waren unverschämt entlastet wie entsprungene Sträflinge. Sie leugneten alles ab, sie stellten sich nichtswissend, sie hatten kein Geld entlehnt, Herr Mudra verwechsle sie vielleicht mit anderen, sie hätten Doppelgänger, oder er träume. Habe er einen Schuldschein? Ja, von Kajaba. Nun, der habe sich eben das Geld ausgeliehen. Herr Mudra halte sich an Kajaba oder an dessen Erben, wenn es ihm beliebe. Herr Kajaba hatte keine Erben. Wenigstens fand Mudra keine, der alte Wucherer hatte bei einem verdächtigen Ehepaar gehaust, und sein Bargeld war nicht nachweisbar, also wohl aufgehoben.

So hatte denn Mudra auch seine zweite Geliebte: das Geld verloren. Er fand in diesem Taumel die neue Wohnung der Schwester und diese zu Bett, da es ihr ans Leben ging. Nachdem sie die Lust und Lüge eingebüßt hatte und grau, böse, verstockt,

tückisch und furchtsam, mißtrauisch und ängstlich geworden war, konnte ihre Ruhelosigkeit langsam und sicher an ihr nagen, bis sie unfehlbar ausgesogen, in ihrem Schmutz und Elend auf einem Strohsack lag, neben dem unberührten Bett ihres niegewesenen Gatten. Als ihr Bruder kam, leuchteten ihre alten Raubvogelaugen noch einmal in alter Helligkeit auf, denn sie sah es ihm gleich an, daß es bei ihm wieder ein Unheil gegeben hatte, und sie richtete sich mit ungewohnter Kraft auf, ihm den alten Faltenhals entgegenreckend, um gleich auf ihre Beute von schlechter Nachricht zu stoßen. Mudra stotterte, was er eben zu stottern hatte.

Sie lachte und ein Schein von alter Glückseligkeit, fast von Güte zog über ihr verrunzeltes Gesicht, als sie die Geschichte erfaßte. Zum letztenmal hatte ihr Schnabel einen roten Bissen, ein Stück lebendiges Herz aus dem Leib bekommen und tat sich daran gütlich. Das war Schadenfreude, aber nicht einmal besonders böse, sondern versöhnt mit der Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit des Schicksals: er war doch immer gleich dumm! Man konnte kein Mitleid mit dem Bruder Narren haben. Wie sie lachte, verzerrte sich des Bruders Gesicht zu einer eigentümlichen Gebärde, die nicht

mehr eines Menschen Schmerz und Qual, sondern eines Tieres ewiges geschlagenes Elend schien. Er stöhnte ... „Du nichts.“ „Ich nichts,“ lachte sie und lachte so laut, daß es in einen Hustenanfall überging, der sie tötete.

Johannes Freudensprung und der Meister

Johann, der Sohn des bürgerlichen Tapezierers und Dekorateurs Michael Freudensprung wurde nach der Bestimmung seines Schicksals und Willens schon frühe zu einem Johannes, obgleich diese Umwandlung aus der mißgeschickten Gans leider keinen Schwan hervorbrachte. Er ließ zwar fortan sein bisher kurzgeschnittenes, fahlblondes, borstiges Haar wild wachsen, damit es nach seinem Plane in Locken walle, aber er brachte es nur zu hängenden Strähnen und Zotteln, und auch die künstlerische Nachlässigkeit der Halsbinde, der ausgewachsenen und ausgefransten Hosen und der Jacke erschien weniger genialisch, als bloß verwahrlost. Sein Gefühl aber sicherte ihm, was sein Ansehen fragwürdig machte: die Welt mochte ihn verlachen, er war doch der auserwählte Diener des Höheren und entschlossen, seinen Stolz halb demütig, halb trotzig, doch vielsagend durch alles Ungemach seiner Tage zu tragen.

Auch Samuel Schnabel war in jener Zeit der

Krisis, wo die griechische Sprache im Gymnasium unangenehm wird, an jenen Scheideweg gelangt, hatte sich auf seine Weise ebenso rasch entschlossen, erschien in einem Flausröckchen mit wehender blau-weißgetupfter Krawatte, ließ sein braunes, lockiges Haar bis zu den Schultern wachsen, brachte einen schönpolierten Geigenkasten mit, den er unter der Bank zärtlich streichelte, so oft ein verhaßter Aorist umsonst an sein Sprachwissen berief und erwiderte alle Niederlagen der Prüfungen mit einem dreisten, verächtlich ablehnenden Benehmen. Auf diesem Wege — die Professoren nannten ihn „den ins Verderben", er selbst „die Laufbahn" — mußte er dem Johann Freudensprung so notwendig begegnen, wie zwei Tropfen sich finden, die hintereinander über die Dachrinne rollen. Für Gesicht und Geruch gab es ja einigen Widerstand, wenn man sich diesem Freudensprung anschließen wollte, schön war er nicht und, da er zu Hause einen Lehrjungen abgeben mußte, Wolle krämpelte, Matratzen stopfte, Tapeten kleisterte, Roßhaar und crin d'Afrique kämmte, haftete ein gewisser fader Werkstattgeruch von Federn, Insektenpulver, alten Stoffen und eingeschlossener Luft an ihm, und an seinen Schultern zog er Spuren von Pferdehaar, Wollfäden und Draht mit sich.

Aber da Freudensprung begeistert war, ließ Samuel Schnabel sich ihn gefallen, seine entzückte Demut und wie er ordentlich vor Anbetung des um zwei Köpfe kleineren Geigenkünstlers balzte. Jeder, der bewundert, ist ein Opfer, je armseliger er erscheint, um so großartiger dünkt der Triumph den Sieger, als mache er selbst den niedern Staub jauchzen und zu Golde. Und wenn sich ein Gottbegnadeter mit einem solchen Wurm einläßt, hält er sich noch ein besonders edles Werk zugute.

Samuel Schnabel nahm sich denn dieses Begeisterten an, er lud ihn zu sich nach Hause ein, um ihm vorzuspielen.

Samuels Vater war Handelsagent und mußte tüchtig reisen, ausbieten und sich bewegen, um diesen Sohn so recht wachsen und gedeihen zu lassen, denn ein Künstler will mit Ganslebern und anderen guten Sachen ernährt sein. Aber das und überhaupt alles hatte die Mutter, Frau Regina Schnabel zu bestimmen, wie man überhaupt im Hause nur die Gattin und den Sohn bemerkte, während der Vater klein, dürftig und bescheiden sich mit der Gabe der Unsichtbarkeit von Ecke zu Ecke verbarg, wenn er überhaupt vorhanden war. Frau Regina Schnabel, obgleich zum Herrschen

doch äußerst klein geboren, half diesem Übelstande ab durch eine gewaltig laute, gebieterische Stimme und durch eine ganz besondere Art sich zu kleiden, sie bevorzugte nämlich weitausgehende Mäntel, die sie wie ein runder Berg umgaben, so daß sie zumindest den gleichen Raum in der Breite einnahm, der ihr der Höhe nach gebührt hätte. Wenn sie derart als Glocke dastand, konnte man glauben, sie sitze, und wenn sie auf einem Sessel Platz nahm, sie hockte auf dem Boden, aber das verschlug ihrer angeborenen Bedeutung nicht das mindeste, denn wenn sie die Stimme erhob, klang es wie aus einer schrillen Höhe, aus den Wolken.

Freudensprung drehte sich höflich und verlegen in diesem engsten mit Dekorationen und notwendigen Gegenständen vollgepfropften Raume herum, er wand sich zwischen einer altdeutschen Kredenz und Stühlen mit gepreßter Lederimitation, hütete sich vor Nippsachen, die auf einem dreifüßigen Taburett für ihr Leben zitterten, während große, wallende Samtvorhänge auf geschnitzten Stangen Ruhe geboten, dazwischen winkte ein Haubenstock voller Kleider. Noch war ein Tisch mit Geschirr und Nähsachen überhäuft, ein Brüsseler Teppich, ein Dekorationsdiwan mit falschem Perserüberwurf, ein „Schlafepatent-Fauteuil" bis

man zum Pianino kam, das, von einem Makartbuquet beschattet, als Allerheiligstes dastand. Aus diesem Hintergrunde grüßte Frau Regina Schnabel den Johann mit herablassender Freundlichkeit: „Mein Schamu hat mir schon erzählt, daß Sie von der Kunst begeistert sind, kommen Sie nur zu uns. Es ist schon recht, wenn ein junger Mensch für was Höheres einen Sinn hat. Also soll Ihnen mein Schamu vorspielen. Ich bin zwar sonst nicht dafür, daß er sich schon jetzt vor Krethi und Plethi hören läßt, aber vor einem guten Freunde macht's ja nichts aus."

Damit nahm sie vor dem Pianino Platz und schickte sich an, ihren Sohn zu begleiten. Sie wühlte unter den Noten herum und entschied: „Du spielst die Nocturne von Vieuxtemps." „Mit drei Jahren Geigenlernen spielt mein Schamu die Nocturne von Vieuxtemps."

Der angehende Virtuose klemmte die Geige zärtlich an den Hals und stimmte sie eindringlich. Dann setzte sich Samuel in eine edle Bereitschaft, das rechte Bein als Spielbein zierlich voran, den Oberkörper soweit als tunlich zurückgebogen und begann den Vortrag, in den Zügen bei geschlossenen Augen einen schwärmerischen Ausdruck, als trinke er Honig und jeweilen warf er in der Be-

wegung des Spiels die kastanienbraunen Locken mit kühner Gebärde zurück.

Johann erkannte nicht so sehr an den Tönen selbst, als an der Weihe der ganzen Handlung die große Sache und lauschte innig ergeben, wie ein Indianer dem Schöpfungsgeheul des Urwaldes als der Stimme des großen Geistes.

Endlich hatte Samuel das Tonstück mit freundlichem Lächeln beendigt, senkte die Geige mit klug berechnender Bescheidenheit und Frau Regina drehte sich auf dem Klavierstockerl mit gebieterischem Blicke nach Johann um. Jetzt mußte sich das Publikum äußern. Freudensprung neigte in tiefer Ergriffenheit das Haupt, blickte begeistert um sich und seufzte:

„Wunderschön, o du hast viel Talent.“

„Was, Talent hat er? Ich sage Ihnen, junger Mann, mei Schamu ist ein Fenom. Ein Fenom. Ein Fenom.“

Erst nach einiger Überlegenheit stellte Johann aus einigen Resten griechischer Erinnerung fest, Frau Regina halte ihren Sohn durchaus für eine Naturerscheinung.

„Mei Schamu is e Fenom,“ wiederholte sie und Johann bestätigte es jetzt begeistert, weil er das Wort verstand.

Fortan ergab sich Freudensprung dem Freunde wie ein gehorsamer Hund, er besorgte ihm und Frau Schnabel Botengänge, half ihr in der Wirtschaft und bei den vielfachen Arbeiten, die sich an den Dekorationsgegenständen ergaben. Endlich wurde Johann — nein, Johannes in Konzerte mitgenommen, denn Frau Regina bekam Karten zu allen Virtuosenproduktionen der Stadt.

Der erste Abend im Bösendorfer Saale war für den Jünger ein unvergeßlicher Eindruck. Er fand sich tunlich sauber mit seinem Sonntagsstaat angetan, gewaschen, mit sorgfältig gebürsteten Stiefeln und naßgekämmten Haaren in Frau Reginas Wohnung ein, wo Schamu schon gerüstet dastand, im Samtgewand und einem breiten weißen Umlegkragen, die kastanienbraunen Locken schön gescheitelt, mit Glacéhandschuhen, während seine Mama eine größere Rotonde als sonst umhing und über die bloßen Arme zwei Schlangen von taubengrauen Handschuhen zog, die sich ins Unermeßliche ausdehnten. Über die Handschuhe streifte sie — es war Winter —, sowohl zur Schonung, als wegen der Wärme wollene, gestrickte Fäustlinge, hing einen Pompadour um, wo etliche Sacktücher, drei Schinkensemmeln, ein perlmutternes Opernglas, eine

Geldbörse, verschiedene Konzertprogramme, Zeitschriften und ein paar Exemplare von Hosenschützern Platz fanden. Diese merkwürdigen Gummistreifen, welche an den Rand der Männerhosen genäht werden sollten, um sie vor dem Ausfransen zu schützen, waren ein patentierter Artikel, dessen Vertrieb sie förderte. So zogen sie aus. Unterwegs hielt sich Frau Regina in etlichen Herrenmode- und Schneidergeschäften auf, wo sie für die Hosenschützer warb, um nach etlichen Minuten bald mißmutig, bald befriedigt herauszukommen. Endlich schob man sich durch die enge Herrengasse in einem Wirbel von Spaziergängern, Konzert- und Theaterbesuchern, schönen Frauen in fabelhaften Abendmänteln und Pelzen, langsam fahrenden Wagen, sausenden Automobilen, zum Eingang des alten Palais, wo eine sparsame Beleuchtung von fünf oder sechs gelben elektrischen Birnen den berühmten Saal anzeigte.

Der nicht sehr hohe, gleich einer großen Schachtel geschlossene Raum im matten Lichte der opalisierenden Glaskugeln atmete eine sozusagen tierische behagliche Wärme aus, die irgendwie, wenn auch noch so unbestimmt, an seine einstige Eigenschaft als Pferdestall erinnerte. Auf dem Podium, unter den helleren Glühlampen, reckte

sich ein mächtiger schwarzer Flügel aus, und gravitätische Diener bewegten sich, im vorläufig noch halbleeren Saal mit gemessener Gleichgültigkeit.

Durch die zwei Eingangstüren wallte ein unablässiger, sachter Strom von schwarzgekleideten Herren und schön aufgeputzten Damen mit blanken Nacken, feinen Frisuren, mit Perlenketten, Pelzboas, rauschenden Seidenröcken, Spitzenkragen, Diamantohrringen, Fächern, mit schmachtenden, gleichgültigen, gespannten, witzigen, traurigen oder munteren Zügen, ein Rauschen, Summen von Gesprächen, Schallen von Tritten, Klappen von Sitzen wehte hin und her, wärmte die enge Luft und machte sie prickelnd, daß sich das Fieber der Spannung wollüstig steigerte. Längst hatte Schamu neben Johannes in einer der letzten Sitzreihen Platz genommen, während Frau Regina mit wichtiger Miene ins Künstlerzimmer abschob, um noch, wie sie sagte, mit dem gefeierten Virtuosen einiges zu besprechen. Indessen zeigte Schamu seinem Freunde die ortsüblichen Größen, schwärzliche, zugleich wichtig und wurstig dreinschauende Herren mit schäbigeren schwarzen Röcken als die zahlenden Zuhörer, und mit Augengläsern. Sie benahmen sich gegen das Publikum ungezogen, schwatzten miteinander und tauschten laute Be-

merkungen: die Kritiker. Johannes staunte über alles und alle. Hier erweiterte sich sein Begriff der Kunst, als einer Sache, die so viele Menschen in Bewegung, Schmückung, schöne Kleider, Begeisterung versetzte, andere zum Besserwissen und Reden und zum Verdienen anregte, Frauen ins Licht stellte, einen Saal festlich strahlen, summen und sich füllen ließ. Dies alles war Kunst und Musik, noch bevor der Künstler kam.

Endlich erhob sich ein allgemeines Knattern, eine Salve von klatschenden Händen, schon war Frau Regina wieder neben ihren Schützlingen, reckte sich in ihrer Rotonde gleichsam über sich selbst hinaus, streckte die beiden Arme in den taubengrauen Handschuhen hoch empor und ließ sie in den Lüften zusammenschlagen, mehr zum Sehen, als zum Hören und rief mit lauter Stimme: „Evviva, Evviva.“

Oben auf dem Podium machte ein Mann mit einer ungeheuren Mähne eine tiefe Verbeugung und bedankte sich für die begeisterte Begrüßung, setzte sich dann am Flügel zurecht und begann zu spielen. Was er hier vorbrachte, schien weniger wichtig, als wie er es tat, denn sein ganzer Körper rollte und glitt, wälzte und bäumte sich über das Klavier, seine Mähne wallte vornüber und

wurde im plötzlichen Aufschwung wieder zurückgeworfen, seine Arme wanden sich, krochen, schlugen, hüpften, spazierten nebeneinander, kreuzten sich und die Finger der unablässig tätigen beiden Hände eilten, hämmerten, streichelten, jagten, schwebten, tanzten, stießen einander und brachten eine Flut von Tönen in Bewegung, die halbwegs sangen, dann wieder durchdringend wühlten wie ein Knurren und Brummen, Schreien und Toben eines Unwetters, dann säuselte was drein, tauchte wieder unter, das Ungeheuer unter den Händen eines zweiten dröhnte schließlich gewaltig auf, und eine neue Salve von Beifall bezeugte das gute Ende. Wiederum erhob Frau Regina ihre beiden taubengrauen Arme mächtig in die Lüfte und klatschte, sah sich mit befeuernden Blicken rings um, auch Schamu klatschte wie besessen, so daß Johannes unwillkürlich das Gleiche tat und die übrigen miteinfielen. „Bravo, bravo" schrie Frau Regina unablässig und stand wie eine Glocke da.

Dies wiederholte sich einen ganzen Abend lang, bis zum Schluß des Konzerts die Begeisterung schon aus sich selbst heraus einen unabhängigen Taumel entfesselt hatte, so daß sie eine Unterhaltung für sich wurde, zu der es mitgehörte, daß

Frau Regina unversehens ihre natürliche Größe zur innewohnenden Gemütsbedeutung ins rechte Verhältnis brachte, indem sie auf die Bank stieg und nun, ums doppelte fast gewachsen, ihre taubengrauen Arme noch mächtiger über den Köpfen des Publikums zusammenschlug und mit kräftiger Stimme „bravo, bravo“ sang. Die Zuhörer drängten vorwärts zum Podium hin, alle Gleichgültigen, gesellschaftlich Gelassenen verließen den Saal, nur die Tiefbewegten, deren Aufschwung dieses Extravergnügen forderte, hatten sich in unmittelbarer Nähe des Flügels und des Löwen zusammengewälzt, Frau Regina, an jeder Seite einen Knaben, stand zuvorderst. Der Virtuose, mit verschwitztem Hemd, rotem Gesicht, mit verwunderten, glotzenden, aber nichts erblickenden Augen, am Frack ein rotes Bändchen, verbeugte sich tief und verschwand, um, immer wieder gerufen, lächelnd zu erscheinen, bis er sich endlich zu einer Zugabe entschloß. Er blickte um sich, als verlangte er den Wunsch des Publikums nach irgendeiner Glanzleistung zu vernehmen und dann entsprechend zu erfüllen. Allerhand Stücke wurden durcheinandergerufen, so daß man nicht einmal die Namen verstand. Aber Frau Regina schrie mit ihrer Stimme aus den Wolken so laut,

daß sie alles übertönte: „Tannhäuserparaphrase“. Der Virtuos gehorchte und ließ das Ungeheure hereinbrechen. Er gab ein zweites, ein drittes Tonstück zu, immer nach dem Wunsche der hier offenbar maßgebenden Frau Regina, die zum Dank ihren Beifall mit Zurufen, Seufzern, Lachen, Jauchzen kundgab und überallhin zu gleichem Überschwang winkte, bis sich endlich der Saal verfinsterte und auch die tollsten Stürmer den Raum langsam verließen.

Frau Regina behauptete das Schlachtfeld und tobte weiter, ihre beiden Begleiter mit ihr. Endlich rief sie: „Ins Künstlerzimmer“ und eilte voraus. Johann wollte bescheiden zurückbleiben, aber Schamu zog ihn mit.

In einem kleinen, rotausgeschlagenen Kabinett saß der Virtuose ermüdet an einem Tische vor einer halbgeleerten Champagnerflasche und etlichen Gläsern. Zufällig war kein anderer Bewunderer hier, nur ein Diener, der sich an dem Lorbeerkranze zu schaffen machte, der dem Tastenfürsten gereicht worden war.

„Meister,“ seufzte Frau Regina. Der also Angerufene schaute hochrot, gelassen, todmüde auf die begeisterten Ankömmlinge. „Meister,“ wiederholte Frau Regina ihre Anrede „wie haben Sie

heute gespielt," und ließ sich auf ein Knie nieder, Schamu zu ihrer Rechten, Freudensprung zu ihrer Linken, der in diesem Augenblick ihren bestimmenden Händedruck spürte, der auch ihn zum Niederknieen zwang. So bemächtigte sie sich der Rechten des wehrlosen Klavierbändigers und küßte sie laut. Schamu übernahm die Hand von ihr und plötzlich sah auch Johannes eine heiße, rote, weiche, fette Hand vor seinem Munde und küßte sie, wenn auch widerstrebend. „Danke, danke" sagte der Meister. Endlich erhob sich die Begeisterte, nach vollbrachter Weihehandlung, zog Schamu das Fenom und Johannes nach sich und trat den Heimweg an.

Im großen kühlen Vorraum des Bösendorfer Saales kam man unter das angenehme Gedränge der verwandelten und vermummten Personen, rieb sich an Pelzen und Spitzenschals und sah liebliche Gesichter unter Hauben hervorglänzen, bedeutende Männerstirnen von mächtigen Hüten beschattet. Dazwischen wand sich die Glocke Regina und schallte plötzlich wiederum mit all ihrem Blech: „O schönen guten Abend, Herr Professor Kühne, was sagen Sie, hat er heute nicht ein wenig daneben gehaut."

„In der Tat, in der Tat, werte Frau, wie ein

Schwein, aber er darf sich's erlauben," entgegnete ein beleibter, breitspurig, gleich einem Dachshund sich fortbewegender älterer Herr, dessen dünne, fadenscheinige, graue Locken unter einem verbogenen Kalabreser hervorflatterten. Er schien zu frieren, denn er trug keinen Wintermantel oder Pelz, sondern nur einen alten Kamelhaarhavelock, in dessen Taschen er seine Hände verbarg, während er den Hals unter den aufgestellten Kragen duckte. Er schaute durch seine goldgefaßten Brillengläser Schamu das Fenom und Johannes scharf an, verzog seinen Mund zu einem mißmutig liebenswürdigen Lächeln und sprach: „Ei, da haben Sie ja den Sohn mitgebracht. Nun, was macht denn unser angehendes Genie, was macht Ihre Geige, Herrchen Schnabel?"

Frau Regina übernahm sogleich die Antwort. „Ja, Herr Professor, wir wollten doch über unsere Sache sprechen, was ist's also mit Schamus Porträt, ich sag' Ihnen, der Junge spielt zum Staunen, Sie dürfen mir's glauben, ich bin zwar die Mutter, aber ich täusche mich nicht, in der Kunst bin ich unparteiisch, ich verstehe ja den Rummel, Sie sollen sehen, was aus dem Buben wird. Trachten Sie, daß Sie ihn beizeiten entdecken, Meister!" „Gewiß, gewiß, meine Gnädige, aber

Kunst kostet Geld, zum Entdecken Amerikas brauchte auch Kolumbus ein Schiff und das Schiff des Künstlerruhmes ist die Presse.“ „Sehr gut, geistreich, Herr Professor,“ klang Regina die Glok-ke dazwischen. „Wovon lebt aber wieder die Presse? Nur von denen, die sie fördert. Ich habe Ihnen ja neulich schon angedeutet, wie wir die Sache zum Schwimmen bringen. Sie lassen zwölf Stück Porträts unseres jungen Künstlers bei meinem Photographen anfertigen, Makartformat, in ganzer Figur, zur Reproduktion geeignet. Das Bild bringe ich dann auf der ersten Seite meines ‚Apollo‘.“ „Aber der Photograph ist zu teuer, ich könnte die Bilder doch von einem Amateur gratis bekommen und 100 Kronen für die Aufnahme in das Blatt, 100 Kronen, Herr Professor, vergessen Sie nicht, ich bin eine arme Frau. Könnte ich Ihnen nicht lieber ein paar Abonnenten und Inserate verschaffen?“ „Nein, gnädige Frau, Sie wissen, wie schwer es ein künstlerisches Unternehmen in Wien hat, um sich durchzusetzen, besonders wenn es sich von allen Parteien und Cliquen fern hält und unabhängig seinen eignen, idealen Weg geht. Ohne fixe, sichere Beiträge kann ich es nicht betreiben. Und für eine Folioseite sind 100 Kronen gewiß nicht zu viel, wenn ich mei-

nen Essai dazu als kritische Begleitung des Bildes erscheinen lasse, wofür ich als für eine Herzenssache ohnehin nichts berechne. Ist dieser Artikel erschienen, dann läßt sich vielleicht ein Konzert veranstalten, bei Ihrem großen Bekannten- und Verwandtenkreise setzen wir die Billette stürmisch ab, meine Gesangsschülerinnen werden meine neuen Lieder singen und Ihr Schamu ist eingeführt. Er kann spielen, was er will. Wir werden schon den Wienern was hinlegen, nicht wahr, mein Herrchen?" Frau Regina zog den Professor abseits, hing sich in seinen Arm und sprach leise auf ihn ein, während Schamu den Johannes hinterdrein führte.

Endlich mochten die beiden vorne handelseins geworden sein und standen auf einer Laterneninsel des Michaelerplatzes still, um Abschied zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit stellte Frau Regina Johannes vor. „Meister, hier ist ein Jüngling, der sich für die Kunst begeistert, Herr Johannes Freudensprung, erlauben Sie, daß ich ihn an Ihr Herz lege. Er ist ein Student und geschickt in allen Arbeiten, er hat mir schon manche wertvolle Hilfe geleistet, ein treues Gemüt, ein sonniger Mensch. Er hat eine schöne Stimme, Sie können ihn ausbilden."

„Ei ei, freut mich sehr," nickte der Professor und besichtigte den hochaufgeschossenen Jünger mit höflicher Neugierde.

Johannes strahlte vor Genugtuung und Verlegenheit. Die Nachricht von seiner schönen Stimme überraschte ihn aufs tiefste.

„Aber ich habe ja noch nie gesungen," flüsterte er. „Oh, ich kann eine Stimme auch ohne das beurteilen," berichtigte ihn Frau Regina. „Nun, einmal muß man eben beginnen," beruhigte der Professor. „Kommen Sie bei Gelegenheit einmal zu mir, junger Mann, springen Sie Freudensprünge."

Damit klopfte er dem beglückt Verlegenen in die Gegend des rechten Brustkastens, denn er reichte ihm nicht bis zur Schulter, Schamu dem Fenom tätschelte er die Wangen, Frau Regina küßte er die Hand im Fäustling. Dann bewegte er sich fort, den Kopf in die Schultern gezogen, so daß der Kalabreser unmittelbar auf dem Rumpf zu sitzen schien.

„Ein sehr gebildeter Mensch," seufzte Frau Regina und hob die Wichtigkeit der Stunde für ihren Schützling hervor.

In der Tat nahm Herr Professor Kühne den Jüngling seiner ersten Gönnerin ab, belegte ihn

bald gänzlich für sich mit Beschlag und binnen kurzem war es ihm gelungen, einen vollständigen Famulus aus dem begeisterungglühenden Johannes zu machen.

Jede freie Tagesstunde und, so oft es nur anging, auch eine verbotene widmete dieser dem teuren Meister in dessen Atelier, denn sowohl aus Gründen der Kunst, als wegen der Billigkeit hatte Herr Professor Kühne eine hochgelegene Vorstadtmansarde inne, die eigentlich für die Werkstätte eines Malers, nicht zum Wohnen bestimmt war. Dort stand in der Mitte ein Klavier, an der Wand ein Sofa, drei Stühle und ein Kleiderstock, worauf des Meisters ganze Garderobe versammelt war. Sonst hing noch sein Porträt da, firnisstrahlend, mit einem verstaubten Lorbeerkranz umwunden. Auf dem Fußboden verweilten einträchtig Notenhefte und zerknüllte Papiere mit Speiseresten, Haufen von Zeitungsnummern, Kragen und Manschetten nebeneinander, während der breite Rücken des Flügels auch noch als Schreib- und Eßtisch diente. Hier empfing Herr Professor Kühne seine Schüler und Schülerinnen, hier komponierte er, hier schrieb und korrigierte er sein Journal „Apollo", hier schlief und aß er. Hier erzog er sich auch seinen Jünger

Freudensprung. Und zwar brachte er ihm, zunächst mit einiger Mühe, denn der Schüler war nicht eben musikalisch begnadet, seine berühmte Ballade „Der Wirt an der Mahr" bei, die Johannes mit dröhnendem Eifer singen und pathetisch deklamieren lernte, wobei der Meister ihm alle Einzelheiten unter beleidigenden aber aufmunternden Zurufen: „Esel", „Rindvieh", „Tapezierergehirn", „Leichensänger" und dergleichen moralisch nahelegte. Dafür saß aber dieses einzige Stück unfehlbar im Gedächtnis des Jünglings, so daß er, mitten in der Nacht aufgeweckt, ohne weiteres den „Wirt an der Mahr" intonieren konnte. Diese ständige Bereitschaft war auch nötig, denn so oft ein neuer Gesangsschüler, oder ein musikalischer Gönner, oder selbst ein gleichgültiger Besuch das Atelier beehrte, mußte Johannes den „Wirt an der Mahr" schmettern zur Ergötzung des Gastes, zum Beweise des musikalischen Genies seines Meisters und auch der unfehlbaren Lehrmethode, die sogar aus einer Giraffe einen Balladensänger hervorzubringen vermocht hatte. Wenn aber Freudensprung inzwischen etwa einen Gang für Kühne zu tun, Korrekturen in die Druckerei zu tragen oder Bilder vom assoziierten Photographen abzuholen, Abonnementsbeträge für den

„Apollo" einzutreiben, Inserate zu werben, Freikarten von den Konzertbureaus abzubetteln hatte, ließ Kühne den Besucher nicht fort, ehe sein Famulus wieder da war und, noch erhitzt und atemlos von der Besorgung, in der nötigen begeisterten Haltung ans Klavier trat und unter den dröhnenden Schlägen der Kühneschen Begleitung den unsterblichen, endlosen „Wirt an der Mahr" seinen Heldentod fürs Vaterland erleiden ließ.

Diese vielseitige und bereitwillige Tätigkeit an der Seite des Meisters machten Johannes' Gymnasialstudien notwendig ein Ende, nicht ohne schwere Auseinandersetzungen mit dem Vater Tapezierer, der sich indessen mit der Aussichtslosigkeit des Lateinischen und Griechischen trösten mußte und wenigstens eine gewisse Förderung des Geschäftes erhoffte, denn Johann führte ihm allerhand berühmte Kundschaften zu, die freilich vorläufig bloß Bestellungen machten und mit Freikarten bezahlten. Aber welche Lust für Johannes, zu einer jungen Opernsängerin früh am Morgen berufen, ohne Arg ins Schlafzimmer eingelassen und von der noch im Morgenerwachen blinzelnden Schönen heiter angelacht zu werden: „Jessas, Freudensprung, tausend Kommissionen

hab ich für dich, erst springst zum Kassierer und holst mir einen Vorschuß und zwei Freibillette für heut Abend, aber daß er dir keine schlechten anhängt, Ecksitze brauch' ich für meinen Grafen, ganz vorn, dann schaust du zur Garderobiere, dann holst mir von der Schneiderin den Abendmantel, vom Zuckerbäcker was Süßes, ein paar Schaumrollen und eine Sachertorte, vom Delikatessenhändler einen Matjeshering, nicht vergessen, ich brauch was Saures nach dem gestrigen Halloh, und hier arrangierst du mir dann eine Portiere und die Mullvorhänge und dafür kriegst du einen Stehsitz zur Aida." Wenn dann zwei weiße Arme aus der Federdecke nackt hervortauchten, unter den Kissen ein Freibillett suchten und es dem errötenden Burschen entgegenstreckten, war er über Gebühr belohnt. „Königin, das Leben ist doch schön." Solche Verbindungen verdankte er seinem Meister, der, wenn auch nur ein geringer Verwalter des Ruhmes, doch von allen Sängern und Schauspielern eines gewissen herablassenden und spöttischen aber duldsamen Verkehres gewürdigt wurde, denn kein Mime wagt es, auch den machtlosesten Vertreter der Presse abzustoßen, „man kann nie wissen", wer heute verkannt wird, ist morgen am Ende doch ein Genie und was schadet

es, wenn man sich bei ihm beliebt macht, ihn „Meister“ oder „Herr Doktor“ nennt und ihm Freikarten schenkt. Das kostet nichts und erhält die Freundschaft. So fiel auch für den Famulus immer ein Brosamen der Gnade ab, zumal er sich erkenntlich zeigte und seine Zeit und Arbeit mit Wonne herschenkte. So sprang er für viele Tenöre, Soprane, Altistinnen vom Agenten zum Theaterkassierer, vom Weinhändler zur Tabaktrafik, vom Arzt zur Manikure, vom Musikaliengeschäft zum Konzertbureau, dazwischen besorgte er Möbel und Dekorationen, brachte Bilder an, hing Vorhänge auf, schleppte Gegenstände zum und vom Versatzamt, richtete Botschaften aus, vermittelte Nachrichten, merkte alle Namen, hütete sich vor Verwechselungen und kehrte stets von seines Vaters Laden und Wohnung und von seinen vielen Geschäften ins Atelier seines Meisters zurück, gleich einer Spiralfeder, die nach allem Schwung in ihre vorbestimmte Lage wiederfindet. Dort bei Professor Kühne hatte er seinen wahren geistigen Halt und Trost, trotzdem ihn der Meister nicht gerade immer gnädig oder zart, sondern mit Strenge, böser Laune, harten Worten behandelte; aber das gehört eben mit zum stürmischen Leben der Kunst und zur Weihe des

Genius, dem Johannes diente. Und welcher Stolz, wenn er zu guter Letzt doch den „Wirt an der Mahr" singen oder mit dem Professor ein Stück Brot teilen durfte, denn es kam sehr oft vor, daß weder in der Börse noch in der Westentasche oder auf dem Aschenbecher Kühnes sich ein letztes Geldstück vorfand, um ein Mittagessen zu kaufen, und daß Johannes von einer Firma hinausgeworfen worden war, wenn er ein Inserat für den „Apollo" herausschinden wollte, oder daß eine Berühmtheit durchaus die Taxe für ihr Bild in Makartformat verweigerte, das auf der ersten Seite der Zeitschrift mit nachfolgendem Essai des Meisters als Einnahme und letzte Rettung geplant war. Gingen doch, unglaublich genug, sogar die noch unberühmten Künstler aus, die zu entdecken Kühnes Lebensberuf und Haupteinkommen war.

In diesen schlechten Zeiten hatte nicht einmal die Eitelkeit Geld für Porträts und Begeisterungsartikel und mußte sich wohl oder übel an dem einsamen Bewußtsein des eigenen Wertes wärmen, so daß Herr Professor Kühne kein Geld fand, im Winter seinen Ofen zu heizen und fallweise eine Nummer des „Apollo" ausbleiben lassen mußte, wenn der Drucker keinen Kredit gab und kein

hoffnungsvolles Genie seine Entdeckung in barem bezahlte.

Da starb eines Tages, vom Schlage getroffen, Michael Freudensprung der Vater und hinterließ ganz unerwartet seinem Sohne ein paar tausend Gulden, mit denen sich der junge Mann auf einmal für reich und unermeßlich frei hielt.

Nach Erledigung der Trauer- und Begräbnisfeierlichkeiten, bei denen Meister Kühne als teilnehmende Berühmtheit Figur machte, während viele Künstler sich mit denkwürdigen Beileidsbriefen und Karten einstellten, die Johannes in einer Alabasterschale seiner Werkstatt zur Schau brachte, begab sich der Jünger, gefaßt, aber erleichtert in Kühnes Atelier, um seinen Dienst wieder anzutreten. Der Professor war ausgegangen. Johannes schickte sich eben an, den verwahrlosten Raum ein wenig zu säubern und kehrte die Papierfetzen und Abfälle zusammen, als eine unbekannte Dame in Schwarz eintrat und nach Kühne verlangte. Freudensprung machte seine Reverenz und lud sie zum Bleiben, bis der Herr Professor zurückkomme. Die Dame schlug den Schleier zurück und ließ ein blasses Gesicht mit leidensvollen, aber zugleich von innerer Kraft erhellten Zügen erblicken, in das wirres schwarzes Haar aus dem

großen Samthut wild hineinhing. Offenherzig, wie alle, die bei Kühne verkehrten, erzählte sie bald, was sie hierher geführt hatte. Sie war, obgleich man sie durchaus für unverheiratet hätte halten mögen, die Gattin eines Geschäftsmannes, der für ihre höheren Ziele und Anlagen kein Verständnis und keine Zeit aufbrachte. Ihr Drang zur Kunst blieb unbefriedigt, sie wollte Opernsängerin werden und von Kühne ihre Stimme prüfen lassen, sie ertrug diese bürgerliche Existenz ohne höheren Aufschwung, ohne geistige Interessen nicht länger, eigentlich wollte sie wenigstens ihre Wohnung neu einrichten und etliche Dekorationen anbringen, aber sie fragte sich, ob derlei in einem so trostlosen Dasein überhaupt einen Sinn hätte. Anderseits möchte sie wieder in die weite Welt hinaus. Kurz Pläne, Wünsche, Seufzer, Fragen flogen aus ihrem Munde und schwirrten durcheinander, wie viele, laute Vögel über ein Stoppelfeld im Winter, wo es kein Korn gibt. Freudensprung lauschte ergriffen. Endlich fing er einen Wunschvogel: den von der Zimmerdekoration. Die Dame möchte sich in seine Werkstätte bemühen, er sei zufällig Dekorateur, nicht von innerem, aber von äußerem Beruf und wegen seiner heißen Liebe für alles Künstlerische doch

nicht ohne Begabung auch für diesen Schmuck des Lebens. Er wollte ihr Möbel, Vorhänge, Arrangements zeigen. Die Dame lächelte wehmütig: sie fürchte die hohen Kosten einer solchen Ausrüstung, die vielleicht, ja höchstwahrscheinlich zwecklos sei, denn sie wisse doch nicht, ob, warum, wielange, wofür. Freudensprung legte die Hand aufs Herz, da sei Gott vor, ihm käme es auf ihre Gemütsruhe an und auf das Glück ihr zu dienen. So begab sich denn die Dame mit ihm in sein Geschäft, da Kühne ausblieb.

Es verging ein Tag, und zwei und drei vergingen, eine Woche, ein Monat verstrich und Freudensprung erschien nicht mehr bei seinem Meister. Der erschrockene Kühne, dem der rastlose Sänger des „Wirts an der Mahr", der rüstige Werber von Abonnenten und Inseraten, der Botengänger, Freikartenabgraser, Geldzusammenkratzer, Dienstmann, Atelierputzer, der Schild, der alle Schimpfworte auffing, das Gefäß, das alle üblen Launen ohne Widerspruch faßte, schmerzlich mangelte, entschloß sich endlich zu einem Besuch in Freudensprungs Geschäft. Er fand es verschlossen, die Werkstätte ausgeräumt. Die Nachbarn berichteten, der junge Mann habe das Ganze eilig losgeschlagen und sei mit einer Dame verreist.

Kühne griff sich an den Kopf: sein Johannes mit einer Dame! Nun trau einer der Unschuld und Treue! Dieser abgefeimte Jüngling war kein selbstloser Diener der Kunst, sondern eigenmächtig, wie nur einer! Freudensprung mit einem Weibe auf und davon! Gab es noch Kinder auf der Welt! Dieser gewissenlose Mensch noch Verführer, noch Abenteurer auf eigne Faust, Verräter!

Allgemach hatte Kühne das Ungeheure vergessen und wieder allein seinen schwierigen Lebenswandel aufgenommen, zwischen Hunger- und Porträtbetteleien, Schülerkonzerten und Berühmtheitsarrangements in sanfter Mühsal und ohne Jünger. Die Wogen langer Zeit schlugen mit Fluten von Kunstsensationen über ihm zusammen und zogen sich dann wieder in der Ebbe sacht zurück, doch ließ keine seinen Freudensprung vor des Meisters Füßen liegen. Dieser Johannes schien im großen Meer ertrunken, was anderseits, wenn man seine Schändlichkeit ermaß, doch wieder als gerechte tröstliche Strafe des Schicksals gelten durfte.

Aber siehe da, eines Tages schlug doch eine Welle den Jünger ans Land, arg zugerichtet, als Angeklagten und Gefangenen. Und Professor Kühne sah seinen Schützling im Landesgericht

wieder, als Häftling bei einer Verhandlung, zu der er, der Meister, als Zeuge vorgeladen war.

Da bekam man eine wunderliche Irrfahrt und eine Reihe merkwürdiger Abenteuer dieses Johannes Freudensprung zu hören. Weder der Gerichtshof noch die Zeugen, weder Ankläger noch Verteidiger konnten den eigentlichen Zusammenhang und Sinn des Tuns und Leidens des armen Burschen begreifen, nur rauschte um alle Begebenheiten der Verhandlung ein leiser Strom von Heiterkeit und Spott, worin alle mit Behagen plätscherten, die dieser hoffnungslosen Torheit nicht fähig gewesen wären.

Also Johannes war der Entführung der Agnes Siebenrock angeklagt. In Port Said hatte man ihn abgefaßt, als er mit der Frau beim Konsul erschien, um eine Unterstützung zur Heimfahrt zu erbitten, da ihm alles Geld ausgegangen war. Sein Ruhm und Steckbrief war ihm vorausgeeilt, so daß der Konsul ihn anfuhr: „Das ist ja nicht Ihre Frau, sondern die Agnes Siebenrock aus Wien und Sie haben sie entführt.“ Wenn ein Konsul durch Steckbriefe genau unterrichtet ist, sagt er dem Schutzflehenden alle Missetaten immer auf den Kopf zu. Der Amtsherr ließ darauf die Frau in ein Kloster, Freudensprung

in den Kotter schaffen und von Kawassen bewachen, bis man die beiden sorgfältig, wenn auch zu spät getrennt auf einem Lloyddampfer nach Wien, sie in den Gewahrsam des Gemahls, ihn ins Landesgericht einlieferte.

Aber vorher! Freudensprung erzählte bescheiden und bedrückt, was er alles durchgemacht hatte. Die gnädige Frau hatte ihm in Wien ihr Schicksal geklagt, wie sie unverstanden und traurig dahinlebe, zuerst habe sie bloß eine neue Einrichtung gewünscht und die Möbel in seinem Geschäfte besichtigt, aber dabei sei ihr noch trauriger zumute geworden, denn es hätte doch keinen Sinn gehabt, sich mit neuen Möbeln auszustatten, wenn man im Leben so unglücklich war. Darum habe er der gnädigen Frau angeboten, mit ihr in die Welt hinauszufahren und ein neues Dasein, ein neues Glück zu suchen. Die frische Seeluft werde der gnädigen Frau gewiß gut tun und seine Verehrung und Sorgfalt würden ihre Gemütsverfassung bessern und befreien. Die gnädige Frau entschloß sich nach einigem Besinnen, behob 2456 Kronen aus der Kasse ihres Gemahls, er sein ganzes väterliches Erbteil und den Erlös aus dem raschen Verkauf seines Geschäftes, und mit diesem Gelde reisten sie vom Westbahnhofe in der zweiten

Klasse nach Amsterdam, von wo sie sich auf einem großen Dampfer der Batavialinie nach Kapstadt einschifften. Der Gemahl der Dame wußte anfangs freilich nicht, wohin sie entschwunden war und glaubte sie bei Anverwandten, erstattete die Abgängigkeitsanzeige bei der Polizei und wartete weitere Nachrichten ab, bis er aus Transvaal eine Ansichtskarte erhielt, worin ihm die Gattin heiter und ohne Arg von ihrem Ausfluge Mitteilung machte und beste Reisegrüße sandte. Solche Nachrichten gab sie ihm von jeder Station ihrer Fahrten und der Polizei damit alle notwendigen Anhaltspunkte für Freudensprungs Verfolgung, der dann auch mit genauen Steckbriefen in jedem Ort von Afrika bekannt und berühmt gemacht wurde.

Da jedoch derlei Personsbeschreibungen und literarische Leistungen zumeist nur von der Polizei gelesen und gleich manchen Größen nur im engsten Kreise bekannt werden, blieb Freudensprung unangefochten, und bis Kapstadt war alles recht gut gegangen, die gnädige Frau hatte sich in der frischen Luft erholt, war heiter und sah sich in der schönen Welt mit Vergnügen um. Sie besuchten die Stadt und hörten in der Kirche eine Messe an. Ein Herr, den sie trafen, riet

ihnen, nach Durban zu fahren, weil es auch dort sehr schön sei. Sie leisteten dieser verlockenden Aufforderung Folge und reisten nach Durban. Hier begann aber ihr Mißgeschick, denn als sie sich ausbooten lassen wollten, wies ihnen ein Policeman ein Telegramm vor, laut dessen ein Mädchenhändler dringend verfolgt werde. Johannes wollte dieser nun für ihn offenkundigen Verwechslung nicht zum Opfer fallen, darum zog er sich mit der Dame wiederum auf das Schiff zurück. Aber das gleiche Telegramm versagte ihm die Landung an der Delagoabai und an jedem einzelnen Hafenplatze der afrikanischen Küste. Am Zambesifluß endlich, wo es bereits weniger Behörden gibt, wollte ihn der Kapitän zwar ausschiffen, hier aber konnte Freudensprung wieder nicht zustimmen, denn in diesem Gebiet hausen lauter Neger und nur wenige Portugiesen, welche inmitten der schwarzen Weiblichkeit für weiße Frauen eine besondere Schwäche haben. Er konnte doch die gnädige Frau solcher Gefahr nicht aussetzen. Leider war ihnen hier bereits alles Geld ausgegangen, nur nach vielem Bitten nahm sie ein anderer Schiffsherr auf und führte sie nach Sansibar, wo sie vom österreichischen Konsul 18 Pfund bekamen, womit sie bis Port Said

in die Arme der rächenden Gerechtigkeit spediert wurden. Von dort an, von der Anrede des Konsuls, von der Einsperrung der gnädigen Frau ins Kloster, Freudensprungs in den Kotter, vom Geleit der Kawassen und schließlich von der getrennten Rückfahrt nach Europa usw. war ja die Geschichte wieder einfach.

„Da haben Sie also eine hübsche Rundreise gemacht," sagte der Präsident.

„Das wollte ich aber gar nicht," entgegnete Freudensprung bescheiden, „ich wollte nach Transvaal, aber man hat uns ja dort nicht landen lassen. Die gnädige Frau wäre gerne in Transvaal geblieben."

„Das bezweifle ich," meinte der Staatsanwalt.

„Haben Sie immer gnädige Frau zu ihr gesagt?" fragte der Präsident mit liebenswürdigem Hohne und hielt sich auf diese zarte Anspielung etwas zugute.

„Ja," antwortete Johannes treuherzig, „ich habe es mit der gnädigen Frau nur gut gemeint, leider ist alles schlimm gegangen. Ich kann es gar nicht begreifen." Die Entführte bestätigte mit einer gewissen Gelassenheit Freudensprungs Aussage, er habe sie nur als gehorsamer Begleiter durch die afrikanische Welt geführt. Warum sie ihm ge-

folgt sei, konnte sie allerdings nicht so recht aufklären, sie habe seiner Begeisterung nicht widerstehen können, sie habe es in Wien nicht mehr ertragen, sie habe das Ganze auch nur für eine Vergnügungsreise gehalten, sie könne sich schließlich über den jungen Mann nicht beklagen, nur sei die endlose Fahrt schließlich unbequem geworden. Dabei sah sie den Angeklagten gleichgültig und unwichtig an, während er den Kopf senkte und demütig um Entschuldigung bat, daß er ihr so viel Ungelegenheiten verursacht habe. Inzwischen hatte der beleidigte Gatte freilich das Scheidungsverfahren eingeleitet und die Dame wäre jetzt auch ohne so weite Flucht frei gewesen, aber nun war es zu spät.

Meister Kühne wurde vom Verteidiger als Zeuge über Freudensprungs Gemüts- und Geistesverfassung geführt und konnte über den Jünger nicht viel anderes aussagen, als daß er ein dienstwilliger, begeisterter Anhänger seiner Kunst gewesen sei, von allerhand schwärmerischen Idealen erfüllt, aber gutmütig und zu jedem Opfer fähig. Das half alles nicht, Freudensprung wurde wegen listiger Entführung einer Ehefrau zu zwei Monaten Kerkers verurteilt, nahm den Spruch gebeugt entgegen und warf nur noch einen fle-

henden Blick auf Agnes Siebenrock, die ihn indes nicht anschaute, sondern sich unter ihrem großen Samthute verbarg.

Nach zwei Monaten klopfte es an Meister Kühnes Atelier. Freudensprung stand draußen und wartete auf Einlaß. Kühne schlurfte und brummte drinnen, ohne zu antworten, Johannes hörte ein umständliches Rücken von Geräten, das Flüstern einer hellen Stimme, die entsetzt mit Kühnes fettem Baß flüsterte, Freudensprung pochte abermals, endlich rief Kühne: „Wer ist draußen?"

„Freudensprung."

„Du? Hörst du, ich bin nicht zu Hause!"

„Aber Meister, ich bins ja."

„Esel, das hör ich, aber ich bin nicht zu Hause."

„Sie müssen mir öffnen, Meister, schicken Sie mich nicht fort."

„So komm in drei Teufels Namen nach einer Stunde wieder." Freudensprung entfernte sich langsam, um nach der angegebenen Zeit abermals bescheiden zu pochen und endlich eintreten zu dürfen.

Kühne lachte verlegen, als er Freudensprung hiermit zum erstenmal und als erster nach der verbüßten Strafe wiedersah. Johannes blickte sich befremdet in dem altgewohnten Raume um,

in dessen Ecke vor dem Kleiderstocke eine wohlbekannte, schicksalsvolle Gestalt im staubgrauen Mantel und mit dem großen Federhut über dem bleichen Gesichte, halb abgewandt, mit peinlichem, höhnisch verlegenem Lächeln dastand: Agnes Siebenrock.

Freudensprung sah auf den verehrten Meister, dann auf die gnädige Frau, runzelte die Stirn, verbeugte sich vor Kühne, vor der Dame, erblickte allerhand umhergestreute weibliche Kleidungsstücke, Haarnadeln, Kämme, Parfümflaschen, Wäschesachen und errötete tief, dann schlug er beschämt die Hand vor die Augen, murmelte fassungslos etwas Unverständliches, machte kehrt, schlug die Tür hinter sich zu, noch bevor Kühnes: „Was ist dir denn, Alter?" an sein Ohr drang, und rannte davon. Als er über die Stiege hinabpolterte, hörte er noch in sein fassungsloses Weinen hinein ein helles Lachen von oben her.

Seitdem war Freudensprung verschollen. Wer weiß, in welchem Winkel er sich verbarg, wovon er lebte, was er arbeitete, von welchen Brosamen er sich nährte.

Hüte sich einer vor den Abenteuern, die ein Frauenzimmer als Mitgift mitbringt. Auch ein Größerer als Freudensprung ward mit ihnen nicht

fertig. Agnes Siebenrock ließ sich vorläufig von Herrn Professor Kühne im Gesange ausbilden. Da sie bei ihrer Scheidung vom gutmütigen Ehegatten wohl schon zum Dank für die Befreiung eine ansehnliche Rente erhalten hatte, strebte ihr Ehrgeiz und ihre sogenannte Sehnsucht nach Höherem. Kühne hatte sie einmal wiederum mehr als ihr lieb war mit Solfeggien gequält, an denen ihre Stimme auf- und abkletterte, ohne an irgendeinem Tone Halt zu finden. Grob zu werden und zu fluchen getraute er sich nicht, dazu war er für diese wählerische Schülerin nicht mehr jung genug, so sang sie drauflos, daß es ihm ein Vorklang der Höllenmusik schien, er schrie dazwischen, wiederholte fünfmal den zugehörigen Klavierakkord, bat und flehte, sie lachte, weinte, schmähte dazwischen, schlug endlich das Notenheft unter einem ganz natürlichen Stimmaufwand zu Boden und stand in der erregtesten Haltung des ziellosen weiblichen Grimmes da, als es draußen klingelte.

Kühne beeilte sich, den erlösenden Gast einzulassen. Was war Samuel Schnabel für ein vielversprechender Mensch geworden! Zierlich, nach der neuesten Mode herausgeputzt, die kastanienbraunen Haare zwar lockig, aber nur als Andeu-

tung der Künstlerschaft etwas länger als sonst üblich, doch sorgfältig gescheitelt, Lackschuhe, weiße Gamaschen, ein schwarzes Schnurrbärtchen über der vollen Oberlippe, die sich zum gefälligsten Lächeln rundete, als er eine Dame wahrnahm.

Kühne machte die Herrschaften bekannt, Agnes nickte voll Zuckersüßigkeit und Schnabel rundete die Lippen noch mehr, als habe er Honig drauf verspürt. Alles lächelte, wo vorher noch die übelsten Solfeggien und Schimpfworte durcheinandergefahren waren. Kühne blickte nach einem verfügbaren Stuhle um, räumte endlich von dem am wenigsten belasteten Sessel ein paar Noten, Röcke, Seife und Kammzeug weg und bot ihn dem Besucher an, der nicht früher Platz nahm, als bis Agnes sich an den Rand des Sofas gesetzt hatte.

„Sie müssen schon entschuldigen, Schnabel, es sieht bei mir nicht wie bei Hofe aus, Geld wächst mir noch immer nicht auf der flachen Hand und meine Kunst geht nicht nach Brot!"

Agnes nickte dazu mit einem boshaften Lächeln, denn sie kannte diese Rede schon längst auswendig.

„Also was führt Sie zu mir, junger Mann?"

Samuel Schnabel wollte ein Konzert geben, Kühne sollte dafür wirken, Publikum sammeln, in der Presse agitieren und so weiter.

„Ein Porträt?"

Schnabel lächelte: „Meinetwegen, aber gratis. Nur von unbekannten Genies mögen Sie die Taxe einheben, ich kenne diesen Spaß und hab ihn nicht mehr nötig."

„Ohne Porträt kann ich nichts für Sie tun, mein Bester, grundsätzlich nicht!"

„Sprechen wir erst vom Konzert," lenkte Schnabel ab. Kühne sollte mitwirken dürfen, als Klavierspieler, als Komponist, wenn er Schüler etwas vortragen lassen wollte. „Als Conferencier, als Billetteur," lachte Schamu unverschämt.

„Ich werde singen," schlug Agnes vor.

„Aber nein, das ist nicht möglich," warf Kühne ein.

„Warum nicht?" fragte Schnabel interessiert, „die gnädige Frau hat eine wundervolle Stimme, ich habe sie von der Stiege her gehört, wundervoll, Meister."

„Sie kann doch keinen einzigen Ton singen, sie knarrt ja wie die Haustüre in Mießmoll." Kühne schüttelte sich vor Begeisterung über diesen mutigen boshaften Witz.

„Ich werde singen," erklärte Agnes um so fester, je ärger sie sich beleidigt sah.

„Nein, du wirst nicht singen."

„Ich werde singen.“

Dieses Sagen und Widersagen endigte damit, daß Agnes Siebenrock ein Doppelporträt anregte, das auf ihre Kosten Samuel Schnabel, den Geiger, und sie, die Sängerin, dem Publikum als neue musikalische Sterne unter einem vorstellen und wozu Kühne den Text schreiben sollte. Dieser Vorschlag erregte einen Seelenkampf im Meister; danach kurze, atemlose Stille, während welcher Samuel Schnabel und Agnes seelenvolle Blicke eines urzeitlichen Einvernehmens austauschten. Dann aber begann Kühne, Schamu das Fenom einen Lausbuben, Agnes eine hergelaufene Siebenmännerröckin zu titulieren und bildete sich ein, die beiden hinausgeworfen zu haben, als sie unter Gelächter einträchtig und ohne weiter ein Wort an ihn zu verlieren, sein Atelier verließen, die Tür hinter sich zuschlugen und auf jedem Treppenabsatz neuerdings zu lachen begannen, als sei von ihnen alle Fröhlichkeit der Welt und alles heitere Einverständnis zweier schöner Seelen soeben zum erstenmal und für alle Ewigkeit entdeckt worden.

Eines Abends wanderte Frau Regina Schnabel, noch kleiner als vordem wegen ihres höheren Alters und manchen ausgestandenen Kummers,

allein zum Bösendorfer Saale, in einer urtümlichen, schlotternden Rotonde, mit dem zugehörigen Pompadour und den taubengrauen Riesenschlangenhandschuhen, als ihr Blick plötzlich einen verwahrlosten, abwesend vor sich hinschauenden Menschen aufgabelte und den Schützling von einst erkannte.

„Johannes!" rief sie. Der blieb stehen, sah sie zuerst ganz fremd an, dann begriff er, wer die Frau war, zog seinen verbeulten Hut ab, grüßte und wartete, was sie wollte.

„Nun, Johannes, kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin doch die Mutter vom Schamu."

Ach ja, Schamu das Fenom, was wars mit dem? Er steckte eine möglichst interessierte Miene auf und wartete in alter Demut auf Frau Reginas lebhaftes Geläute.

„Nun, wie ist es Ihnen denn gegangen all die Zeit? Schlecht, was? Und wie steht die Kunst? Sie haben viel mitgemacht, ich weiß. Aber erst ich!"

„Und wie geht's Ihrem Sohn, was macht denn der Schamu, gibt er bald ein Konzert?"

„Fragen Sie mich nicht, Freudensprung, fragen Sie mich nicht, was hab ich mit meinem Schamu erleben müssen! Dazu zieht man sich die Kinder groß! Der Junge war doch so brav und so ein

Genie, Sie wissen doch, den Ysaye hätt' er einstecken können. Und ich hab gehofft, er wird mich in meinen alten Tagen unterstützen, alles hab ich den Jungen lernen lassen und mit lauter Leckerbissen hab ich ihn gefüttert. In Samt und Seide hab ich ihn gewickelt. Ich hab mir das Geld vom Munde abgespart, müssen Sie wissen. Und jetzt steh ich da und er geht mir davon und lebt mit einem gemeinen Frauenzimmer. Läßt sich fangen von einem abgefeimten Weibsbild, das jedem Strizzi zu schlecht wäre. Geht mit ihr, lebt mit ihr und verludert sein schönes Geigenspiel, daß er gar nichts mehr kann. Eine ordinäre Person mit einem ordinären Gesicht, so schwarz und vertan, wie mein Mantel da. Nicht einmal hübsch ist sie. Dem alten Esel, dem Kühne, hat er sie ausgeführt, dem Schwindler, dem Trottel, und diese Person verführt nun mein einziges Kind, meinen Augentrost, meine Hoffnung, mein Glück auf Erden. Derweil kann ich alte Frau betteln gehn, weil mein einziger Sohn eine Mätresse hält. Aber ich werde ihm zeigen, verklagen werde ich ihn. Er muß mich unterstützen. Ich hab ihn doch auch erhalten. Ich kanns bei Heller und Pfennig ausrechnen, was ich in den Buben hineingesteckt habe. Von dem

Kapital könnte ich mir ein Haus bauen und nach Nizza fahren." So weinte sie und klagte und rechnete durcheinander, schüttelte ihre Arme gegen den Himmel, schwur Rache, schluchzte, sah dabei zu Freudensprung empor, verlangte von ihm Billigung, Empörung, Teilnahme.

„Mei Schamu tut mir das an, jetzt wo ich so alt und zuckerkrank bin, der Professor gibt mir kein Jahr zu leben und mein Schamu hält sich eine Mätresse." Freudensprung hörte zu und nickte abwesend. Endlich schob sie sich mit einem letzten Schluchzen davon und ließ Johannes stehen. Der überlegte einen Augenblick und rannte dann, wie in plötzlichem befreitem Entschluß, nach Kühnes Atelier, pochte und wartete diesmal nicht lange. Der Meister kam ihm entgegen, auch er, wie es Johannes zum erstenmal schien, alt und gebrechlich fast, ausgehungert, mühselig, das gerunzelte Gesicht vom ungepflegten weißen Haar überströmt, ungewaschen, in abgerissenem Schlafrock.

„Ei, Johannes, bist du doch wieder da. Lang hast du dich nicht sehen lassen. Ja, ja, Jugend, hast andere Dinge zu tun, als dich um deinen alten Meister zu kümmern, hast vielleicht wieder eine kleine Weltreise gemacht oder eine Erbschaft vertan? Übrigens schaust du nicht gerade groß-

artig aus, wie ich da sehe. Ja, ja, die Weiber! Haben wir beide das notwendig gehabt? Ich alter Esel und du, du, du Tapezierergehirn. Das kommt, wenn unsereins nicht mit der Kunst genug hat, sondern Leben fressen will. Wer so lange Kunst gegessen hat, verdaut kein Weiberfleisch mehr. Übrigens, was das Essen betrifft, ich kann dir ja gestehen, ich habe schon zwei Tage keinen ordentlichen Bissen gehabt. Mich hungert mörderisch. Kannst du vielleicht aushelfen? Hast du 'n paar Kreuzer? Her damit, Schächer!" Er lachte zähnefletschend. Freudensprung nickte bekümmert: nein, er hatte nichts, gar nichts, nicht einmal eine Geldbörse, geschweige denn eine Münze. „Na, dann spring hinunter, mein Bester, und schaff was, stiehl meinetwegen oder bettle oder pumpe, bringe einen reichen Mann mehr oder minder schonungsvoll um, oder stampf wenigstens eine Semmel aus dem Boden; wenn du was Warmes erreichen könntest, wärs freilich besser, aber schaff was, irgendwas für den Magen, verstehst du, etwas Füllendes. Du hast jüngere Beine, mach fort, Johannes, geschwind, mir kracht der Magen. Solange mich hungert, bin ich, der ich bin. Geschwind, Freudensprung, wenn dir mein Leben lieb ist. Die Welt soll uns nicht unterkriegen,

da du wieder hier bist, du alter Narr, mein Leichensänger, mein armer Begleitesel." Freudensprung nickte demütig und eilte die Treppen hinab.

Nach einer Stunde kam er wieder. „Nun?" fragte Kühne gierig. Johannes präsentierte ihm bescheiden eine Tüte mit zwei Schusterlaibeln. „Mehr habe ich nicht ausfechten können in der kurzen Zeit, Meister."

„Nun, viel ist's ja freilich nicht, du bist kein Diplomat und Lebenskünstler, das hätte ich mir denken können, aber etwas ist's doch, gib!" Und riß ihm die Tüte aus der Hand und biß in das frische Brot und begann voll Hunger zu essen. „Na, und was ist's mit dir? Iß doch auch. Das ist dein Teil und gehört dir zu." Er reichte ihm großmütig das zweite Brot. Freudensprung setzte sich neben Kühne auf den Rand des schmutzigen Sofas, schwieg und wies das Angebot mit einer leisen Gebärde ab und sah herzlich dem gierig Kauenden zu. Da griff Kühne nach dem zweiten Schusterlaibel und lachte: „Dir ist der Appetit vergangen, mein Sohn? Nur Geduld, wenn du einmal so alt bist wie ich, Meister Joachim Kühne, wird dir das Leben den Hunger nicht mehr verderben." Das frische Brot krachte unter seinen

mächtigen Bissen. Und damit war er wieder vergnügt. Und Freudensprung sah ihm mit einem demütig glücklichen Blicke zu, da er wieder seinen Meister, und für immer, hatte. –

Das leere Leben

Der Vater Karl Riecks hatte sich als Verwalter eines herzoglichen Hüttenwerkes gegen seinen Herrn aufgelehnt; entlassen, verwendete er in einem törichten Trotz alle Ersparnisse seiner Dienstzeit dazu, dem Fürsten auf dessen eigenstem Gebiet eine Konkurrenz aufzustecken und baute selbst einen Hochofen. Der verzehrte seine ganze Habe und blieb nicht lange in Betrieb, denn der Herzog konnte sehr leicht die Preise so tief herabsetzen, daß Rieck mit den seinen davon zu Boden gerissen wurde. So brannte der große Hochofen den kleinen aus. Der närrische Mann, der sein Ich gegen die übermächtige Ordnung der Welt hatte ausspielen zu können geglaubt, wanderte nun aus der Heimat davon. Freunde schossen ihm einiges Geld vor; damit machte er eine Leinenweberei in Oberösterreich auf und war eben zu einigem neuen Vermögen gekommen, als er starb, seine Gattin hatte die Besserung der Verhältnisse nicht erlebt. Er hinterließ eine erwachsene Tochter und einen

Knaben. Das Mädchen, schön aber ungut, setzte sich, an Jahren und Verstand dem hilflosen Unmündigen überlegen, ohne weiteres in den Besitz der Verlassenschaft, nahm das ererbte Haus ein und verwendete einen geringen Betrag dazu, den Bruder Karl in eine Lehre zu stecken. Sie selbst heiratete, ließ sich nachmals scheiden, zog als gefeierte Schönheit durch Glanz und Schmach von Abenteuern und starb, ohne ihren Bruder wiedergesehn zu haben, in der Fremde. Fremde erbten ihr Vermögen. Karl, der, jedenfalls begabt, bei Lebzeiten des Vaters die Realschule besucht hatte, wurde recht eigentlich als ein Arbeitstier an den Karren geschirrt, indem er in Mähren bei einem Tuchfabrikanten als Lehrling neben einem Hunde einen kleinen Wagen zu ziehen bekam. Einmal im Winter mußte er meilenweit durch den Schnee. Ein Sturm überraschte ihn und warf ihn um, daß er beinahe erfroren wäre. Zufällig fand man den Ohnmächtigen, rieb ihn, wärmte ihn auf und so wurde er gerettet. In diesen Jahren lernte er den einzigen Glauben, den er überhaupt hatte: arbeiten muß der Mensch, dann kommt er schon zu etwas.

Als Zwanzigjähriger machte sich Karl nach Wien auf, um mit seiner Arbeit zu etwas zu kommen.

Es war in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo die Maschine ihre ersten Triumphe und als eiserner Gott die Herrschaft über ein verarmtes Zeitalter antrat. An die Stelle der bescheidenen, sorgsamen Handwerksarbeit führte sie, wo es nur anging, den Massenbetrieb, der den Menschen selbst als Maschine, das heißt nicht als Hirn sondern als Hebel verwendet und wiederum nicht den ganzen Menschen mit seinen vielseitigen Kräften, sondern mit einer übermächtig angespannten Kleinigkeit von Können und Tun. Hatte man ehedem beim Schneider ein Gewand für eine bestimmte Jahreszeit oder Gelegenheit bestellt und genau nach Maß anfertigen lassen, so fand man nun in den aufgedonnerten großen Modewarenhäusern hunderte von Kleidern für alle Körpergrößen und Alter und alle Anlässe fertig vor, in Tuch oder Seide, aus den hausgewebten Schafwollstoffen Schottlands, oder aus Baumwolle, aus glattem Tuch oder gemustert, in starkem oder dünnem Faden, ein= oder vielfarbig, für Vornehme und Geringe, für die Straße oder Gesellschaft, Theater oder Haus oder Sport, dazu gleich auch Leibwäsche und Spitzen, Unterröcke und Mieder, Halstücher, Jacken, Pelze, Überfluß und Notwendigkeit der Tracht, nach jedem Geschmack. Das

schmeichelte Städtern, die, vom Taumel der Maschine erfaßt, jede Begierde im Augenblick erfüllt und die Erzeugnisse aller Zonen im Nu fertig zur Wahl vor sich aufgehäuft zu sehen wünschten. Diese Bereitschaft und lächelnd dienende Überlegenheit der Massenerzeugung warf fabelhaften Nutzen ab, der alles gerechte Verhältnis zwischen Gestehungskosten und Unternehmergewinn wenigstens für eine gewisse Zeit verdarb. Die Geschäfte selbst, in neuen Stadthäusern üppig eingerichtet, strahlten im Glanz ihrer Luxuswaren, die Angestellten, von deren Höflichkeit, Überredungsgabe und Eifer der Umsatz abhing, hatten sich nicht zu beklagen. Sie bekamen damals ohne Vorbildung Gehälter, die den Verdienst höherer Berufe weit überstiegen. Die Firmen, aus der Erde hervorgeschossen, nahmen ihr Personal, wo sie es fanden. In den geruhigen, altangesessenen, still weiterarbeitenden Betrieben ringsum dienten sich Ehrbare, Wohlunterrichtete mählich und streng hinauf, hier aber unter den atemlosen Eroberern und neuen Geschäftsgrundsätzen schien diese sorgfältige Sichtung weder möglich noch am Platze. Die Ehrgeizigen, Fragwürdigen strömten von überall herzu, von dem plötzlichen Gewinn gelockt, wie die Goldgräber in Nordamerika; wer anderwärts

sich nicht fügen konnte oder wollte, fand hier bei einer gewissen Selbständigkeit einen größeren Lohn, als durch schlichtes Hinaufdienen in alten strengen Geschäften sonst zu erreichen gewesen wäre. Bei dem Überfluß, der von allen Seiten hier zusammenströmte, drückten die Herren beide Augen zu, wenn mancher Gulden auch in die Taschen der Kommis abseits glitt, statt in die Kasse. Zwischen den Tischen in den Probiersälen und an den wählerischen Damen der Kundschaft vorüber bewegten sich die zierlichen, wohlfrisierten Mamsellen, die einen Abendmantel oder eine Ballrobe als lebendige Kleiderstöcke auf den schönen Schultern trugen und vorführten. Die Liebenswürdigkeit und sinnliche Gewandtheit der Wiener Mädchen fand hier ein gleichsam natürliches Gewerbe, indem hübsche Gestalten einen scheinbar mühelosen Beruf als solche erfüllten. Die Chefs hatten reiche Auswahl, die Kommis sahen hier anmutige Frauenzimmer in der ungezwungenen Nähe des täglichen Umgangs vor sich als eine willkommene Beute anderer Art. Dergleichen Kämpfe in der flüsternden und scheinbar wohlgemessenen, verworrenen, von Stoffen, Spitzen, Seiden, Luxus aller Art durchrauschten, duftenden, atemberaubenden Ladenwelt machten diese Welt zu einem

wahren Urwald von Fieber, Jagd und Lust, wo sich auch Karl Rieck mit angestammter Kraft rührte.

Den ganzen Tag im Geschäfte, zwischen dem Ladentisch und den hohen Gestellen immer in Bewegung, den wechselnden, anspruchsvollen Kundschaften gegenüber zu einer dienstwilligen Freundlichkeit gezwungen, die eine starre Maske lächelnder Gefälligkeit über seine Züge spannte, hatte er nur den späten Abend für den Genuß seines beträchtlichen Einkommens zur Verfügung. Aber er wüstete in der Nacht und bei Tag auf seinem Platze.

In diesem Geschäfte hatte er einen Freund gefunden, der an dem Nachbarladentische wie er eiferte, einen gewissen Eschgfäller, den Sohn einer altangesessenen niederösterreichischen Großgrundbesitzerfamilie. Sein Vater beherrschte bedeutende Weingüter, Ökonomien, Waldwirtschaften in der Wachau, saß im Landtag, die anderen Söhne dienten teils in Staatsämtern, teils führten sie eigene Unternehmungen, nur dieser Jüngste hatte keine Zucht und Ordnung vertragen. Beim Militär, ohne höhere Schulbildung auf drei Jahre eingestellt, trotzte er den Befehlen und verbrachte die ganze Dienstzeit in Strafen, kaum war er aus den Spangen gelöst, so steckte man ihn we-

gen einer neuen Widersetzlichkeit abermals hinein; doch man bezwang ihn damit nicht und dem schon durch seine körperliche Kraft zum Übermut bestimmten Menschen waren selbst die militärischen Gewalten nicht gewachsen, man entließ ihn nach drei Jahren ungebändigt.

Der Vater konnte diesen Wildling nirgends brauchen, endlich jagte er ihn ohne Erbteil davon, und so trat der Sohn eines kleinen Herrschergeschlechtes einer freien Landschaft, allerdings ausgehungert genug, endlich als Kommis in einen Modewarenladen ein. Er betrieb dieses Geschäft bei seiner sonstigen Gewaltnatur dennoch geschickt, schwungvoll und heiter, wie eine Liebhaberei, weil ihm der Dienst um schöne Frauen, die Umgebung der Probiermamsellen, die Menge der verlockendsten Schmuck- und Putzstücke für Weiber, die hochgehenden Wogen von Seide und Spitzen und Tuch jene Welt von Genuß selbst darstellten, als die er das Leben nun einmal allein ansah. So war er, mit den Gewohnheiten einer älteren besseren Gesellschaft bekannter, dem Karl Rieck ein bewundertes Vorbild, und soweit dieser eines höheren Gefühles fähig war, empfand er rechte Freundschaft für Eschgfäller.

Im Sommer, wo drückende Hitze die einge-

schlossene Luft dieser Räume besonders beklemmend machte, ließen sich die beiden jungen Leute allerhand kalte Leckerbissen zur Erfrischung bringen. So einmal in Eis gekühlte Feigen. Es geschah, daß Karl Rieck unter seinem Tische einen Teller davon stehen hatte und gerade eine verzehrte, als eine vornehme Kundschaft eintrat, die er sogleich bedienen mußte. Nun konnte er vor der Dame nicht wohl langsam zu Ende kauen, sondern mußte die große Frucht als ganze rasch verschlucken. Er würgte die eiskalte Feige hinunter, bewahrte im Ekel die gewohnte Maske gefälliger Liebenswürdigkeit, legte Stoffe und Spitzen vor und bemühte sich um die Wünsche der Kundschaft, während im Innern seines Körpers ein unbekanntes Grauen wie die Kälte des Grabes selbst emporstieg. Als die Dame endlich fortging, sank er um. Eine Lungenentzündung warf ihn nieder, aber er konnte mit seiner ungeheuren Lebenskraft und seinem sinnlosen Lebenseifer an nichts weniger als an Krankheit glauben, trat, kaum hergestellt, wieder an den Ladentisch zu seinem Dienst, obgleich ein zehrender Husten, furchtbare Nachtschweiße, Blutauswurf, ständiges, schleichendes Fieber ihn langsam aushöhlten. Mehr als eine Tagesstunde — zu Mit-

tag — opferte er dieser Krankheit nicht. Da fuhr er zu einem Arzt, ließ sich behandeln, bekam beruhigende Mittel und kehrte wieder in seinen Laden zurück, nicht ohne bei Nacht mit dem Eschgfäller in tobenden Ausschweifungen sein Übel zu verhöhnen. Als er einmal in der Tramway einen Hustenanfall hatte, betrachtete ihn ein mitfahrender alter Herr und fragte ihn teilnehmend aus. Rieck erzählte, daß er eben zum Arzt müsse, bei dem er schon seit einem halben Jahre in Behandlung stehe. Der Fremde nannte seinen als Berühmtheit der Wiener medizinischen Schule auch dem Kommis geläufigen Namen und erbot sich, den Kranken zu untersuchen. Am nächsten Tage horchte er ihn ab, beklopfte den ausgemergelten Körper des nichtig daliegenden Menschen, fragte ihn um seine Lebensumstände und ob er Geld genug hätte, mindestens ein Jahr lang auszuspannen. Das hatte Rieck und wohl noch mehr, denn seine Habgier überwog damals noch seine Genußsucht. Wenn er wirklich sein Leben retten wollte, müsse er sein Geschäft aufgeben und in einem geeigneten klimatischen Kurorte ein Jahr seiner Gesundung opfern, er habe eigentlich nur mehr einen brauchbaren Lungenflügel, aber, wie es scheine, Kraft genug, mit ihm

auszukommen, wenn er ihn eben so lange schone. Der Professor empfahl ihm Gleichenberg zum Aufenthalt. Rieck gehorchte, verließ das Geschäft, rüstete sich stattlich zu einem neuen Leben als Kurgast und fuhr als eleganter Kranker, nicht als armseliger Ladenschwengel ins Bad.

Die Gemeinschaft des Leidens und der auferlegten Kurgewohnheiten bringt in solchen Heilanstalten entfernte und grundverschiedene Gäste einander nahe, so fand auch Rieck, der übrigens die äußerlichen Umgangsformen durch seinen Beruf gelernt hatte und auch sonst als schlanker Mensch mit den regelmäßigen scharfen Zügen seines schmalen Gesichtes nicht übel aussah, an eine vornehme Familie Anschluß, an Patrizier aus Wien, von altem Namen und Reichtum, die hier eine schöne, blonde achtzehnjährige Tochter gesund pflegen wollten. Nie hatte Rieck ein lieblicheres, reineres und edleres Frauenwesen gesehen, als diese Agnes. In seinem Modewarenhause waren reiche, schöne, üppige, lächelnde und bedrohliche Weiber genug aus- und eingegangen und er hatte alle die Künste aus der Nähe und als Mithelfer kennen gelernt, die sie zur Erhöhung oder Vortäuschung der Anmut übten. Es gibt aber eine aus dem Boden eines guten

Geschlechtes erwachsene Schönheit der weiblichen Natur, die so selbstverständlich und still erblüht, daß sie an alle Mittel des Gefallens nicht einmal denkt und wohlbeschaffen, wie sie ist, sich ihrer selbst, der Menschen, der Sonne, des Lebens erfreut, die Gemüter ringsum durch ihr Dasein erhellt und beglückt, ohne auch nur darum zu wissen. So war Agnes. Aber gerade dieses zarte, überirdische Licht solcher Schönheit, dieser Schein von Göttlichkeit stammt oft von einem jenseitigen noch entrückten Schicksal, als ließen ferne Mächte diesen höchsten Ausdruck, den sie gegeben, dieses Ungemeine nicht gern, nicht lange, nicht ohne Eifersucht unter den niederen Menschen, sondern riefen es mit leisen, unhörbaren Stimmen unablässig zurück. Davon, als von einem unbewußten Lauschen in die Ferne bekommt der Körper eine eigentümliche Lässigkeit, das Auge, als von einem tief in sich und weithin gekehrten Schauen eine freundliche Hoheit, die Haut eine perlmutterne, ätherische, schier durchscheinende Glätte, die körperliche Vollkommenheit wird gleichsam Tag um Tag zarter und unirdischer, aber man glaube darum nicht, daß das Mädchen etwa wie eine Entrückte demütig und still dem Jenseits zugewandt war, im Gegenteil, eine heiterste Lebens-

fülle strahlte aus ihr wie ein wolkenloser Tag, die schlanke, jungfräuliche Gestalt bewegte sich in zartfarbenen Sommerkleidern mit zwangloser, natürlich gemessener Sicherheit, sie ritt aus, sie spielte Krokett vor dem Kurhause, sie fuhr im Wagen über Land, sie überließ sich gern der huldigenden Gesellschaft des Ortes, sie hatte für jeden das selbstverständliche liebenswürdige Lächeln ihrer Güte, die Freundlichkeit und arglose Zutraulichkeit ihrer achtzehn Jahre, die, ohne Sorgen und in den guten Sitten einer alten ehrbaren Familie erwachsen, von allen Menschen das eigene Maß natürlicher Feinheit als selbstverständlich voraussetzte. Unberührt und unberührbar, wie sie war, hatte keine Leidenschaft, kein sogenanntes Erlebnis den klarsten Spiegel dieser kindlichen Natur jemals angehaucht, der das Dasein reiner zurückstrahlte, als er es empfing. Auch ihre Eltern, würdige ruhige Leute, die den alten Reichtum gemessen ausübten, schienen unbekümmert ihr Kind sich selbst zu überlassen, es sei denn, daß sie bloß einen gewissen liebenswürdigen Leichtsinn besorgt einzuschränken suchten, der in solcher Jugend die zarte Gesundheit etwa gefährdet. So durfte Rieck wie mancher andere junge Mann das schöne Mädchen auf

Waldspaziergängen begleiten, er durfte an ihrem Tische speisen, mit ihr Krokett spielen, wurde zu gemeinsamen Ausflügen über Land eingeladen. Die Scheu des Menschen von niedrigem Stande hinderte ihn vorerst, diesem höheren Wesen seine Leidenschaft irgendwie zu verraten, noch war ein Stück Demut in ihm, das er seiner Anbetung verdankte. Dennoch war eben wieder Agnes die Veranlassung, daß er solche Zurückhaltung vergaß, denn sie ging gerade mit ihm freundlicher als mit anderen jungen Leuten um, sei es, weil sie mit seiner Krankheit oder eben mit seiner inneren Armut und Dürftigkeit Mitleid hatte. So blickte sie ihn teilnehmender an, sprach vertraulicher mit ihm als mit andern, und er war eitel genug, dieses Benehmen als Erwiderung seiner Leidenschaft, als Aufmunterung auszulegen. Einmal im Walde half er ihr beim Blumenpflücken, denn sie liebte es, große Sträuße von Blüten, schönen Zweigen, Gräsern nach Hause zu bringen und in Vasen geordnet in ihren Zimmern und auf dem Tische darzustellen. Diesmal sammelte sie Zyklamen, die unter schattigen, feuchten Laubstellen besonders reich und duftend standen, er war geschickt genug, ihre vollsten Schlupfwinkel aufzufinden, pflückte eine große Menge davon und

trug sie herbei. Agnes freute sich seiner Hilfe und glaubte ihm Dank zu schulden. Darum ordnete sie auf einer Bank am Wege die Fülle der Blumen auf ihrem Schoß, band einige besonders schöne zusammen und reichte sie ihm, der neben ihr saß, mit einem freundlichen Lächeln. Diese unschuldigste Gebärde, dieses sanfteste Geschenk faßte er als ein Anbot ihrer selbst auf, ergriff die Hand mit dem Strauß, riß das arglose Mädchen an sich, berührte das blasseste Gesicht mit den Lippen, spürte im gleichen Augenblick den Stoß ihrer abhaltenden Hände an seiner Brust, hörte einen einzigen kurzen, unvergeßlichen Laut des Entsetzens, kein Wort, sah sie eilends flüchten und im Nu hinter den Bäumen verschwinden. Er konnte ihr nicht folgen, er wagte es nicht. Als er am Abend wieder das Kurhaus betrat, hieß es, die Herrschaften hätten plötzlich gepackt und den Nachtschnellzug benützt, um weiter gegen Süden zu fahren. Sie hätten an alle Zurückbleibenden Grüße bestellt. Nach vielen Tagen erhielt er ohne weitere Zeile in einem Briefumschlag eine Photographie von Agnes, kein Wort sonst. So hatte sie selbst das Unentschuldbare verziehen, diesmal faßte er wohl keine freche Hoffnung mehr, sondern verstand die Güte, die ihn vor sich selbst in

Schutz nehmen mochte. Aber er war nicht danach, solches Erlebnis als Schmach oder Ansporn zu wahren, er schob dieses Bild in seinen Koffer und kehrte nach Wien zurück und begann von neuem.

Er gründete mit seinen Ersparnissen, und indem er Kredit zu Hilfe nahm, ein eigenes Modewarenhaus in der inneren Stadt, wie sein Freund Eschgfäller eins in Graz aufgemacht und als erster und neuer Mann am Orte binnen kurzem in Flor gebracht hatte.

Rieck stattete auch seinen Betrieb verlockend aus, auch bei ihm wandelten schöne Mamsellen hin und her, auch er legte hunderterlei auf Lager und versammelte prächtige Modelle von Kleidern, Hüten, Jacken, Pelzen. Das Vorbild der edlen Patrizierfamilie, das er in Gleichenberg an Agnes und ihren Eltern erkannt hatte, ließ ihn über seine armselige Ladenherrlichkeit hinaus die Gründung eines eigenen Hausstandes wünschen. Darum heiratete er. Wahrscheinlich bestimmte solcher inhaltlose Ehrgeiz mehr als echte Neigung seine Wahl. Die Frau war schön zwar, aber von gleichgültiger und gleichmütiger Art. Sie gehörte einer Beamtensippe an, die sich seit langem mühsam auf der Mitte der Rangleiter mit bescheidenem Einkommen sorgenvoll und äußerst vorsichtig

gehalten hatte, weil jeder Zufall sie ohne weiteres von ihrer Sprosse hinabschleudern konnte. Es waren Menschen, die, weder der Höhe des Lebens noch dessen Tiefe gewachsen, nur Rücksichten, Bedenken und beständige Angst vor sich selbst und vor allen kannten, hing doch ihr sogenannter „Stand", das einzige, was sie achteten, ja anbeteten, von einem äußerlichen Wohlverhalten ab und von der duldenden Wertschätzung der anderen. Wenn die Tochter eines solchen Sklavenhauses einen Geschäftsmann heiratete, geschah es nur aus Furcht und Berechnung, um in bessere Verhältnisse zu kommen. Sie verachtete den Mann, den sie nahm, als einen eigentlichen Glücksritter.

Diese Frau bezog nun im selben Hause, wo sich der Laden ihres Gatten befand, eine weitläufige Wohnung. Da hauste sie wie eine freiwillige Gefangene, während der Mann unten seinen Geschäften und bald auch seinen altgewohnten Seitenwegen nachging. Sie lebten in einem öden, wortlosen, feindseligen Frieden nebeneinander hin. Im Sommer gingen sie aufs Land in irgendeinen schönen Ort im Gebirge oder im Walde, und in einem solchen Dörfchen gebar diese Mutter einen Knaben, der in seinem Korbe im

Garten lag und in den Wolkenhimmel die Beschwerden und Wünsche seines unwissenden Alters emporschrie.

Ein paar Jahre solcher Wirtschaft verschärften in aller Stille die innere Spannung dieser Ehe. Dazu kam eine gewisse Krisis im Geschäfte. Es war nämlich auf den Zuspruch der sogenannten vornehmen Kreise angewiesen. Diese Gräfinnen und Baroninnen, die gefeierten Sängerinnen und Schauspielerinnen pflegen bei ihren Lieferanten ihre Einkäufe auf Rechnung zu machen und nur bei Gelegenheit, wenn ihnen gerade nichts Besseres einfällt und wenn sie überflüssiges Geld haben, eine beiläufige Zahlung zu leisten. Wehe dem armen Lieferanten, der notgedrungen aus eigenem Antrieb seine Forderung präsentiert und gar mahnt oder droht! Rieck sah sich in einer Zeit der Knappheit genötigt, etlichen vornehmen Kundinnen die Rechnung mit der Bitte um gefällige sofortige Begleichung zugehen zu lassen. Das hatte zur Folge, daß sie voll Entrüstung zwar nicht die schuldigen Summen leisteten, aber ihm dafür ihre Aufträge entzogen. Er mußte teures Geld aufnehmen, kam mühselig über die Schwierigkeit hinaus, verfluchte jedoch den ganzen noblen Geschäftsbetrieb. Auch hatte er eben eine

schöne Jüdin als Ladenmamsell, die ihre Gunst von einer sogenannten selbständigen Stellung abhängig machte, die er ihr bieten sollte. In diesem Geschäfte und bei seiner augenblicklichen Lage konnte er solche Ansprüche nicht befriedigen, noch weniger aber mit seiner eigenen Befriedigung zuwarten. Diese geschmeidige Katzengestalt, die schläfrig lauernden schwarzen Augen, die gleichsam alle Luft lüstern einziehenden Nasenflügel, die schlanken, doch üppigen Hüften, die täglich sich vor ihm in die verlockendsten Bewegungen setzten, waren ja nicht zum Versagen auf der Welt und er von je nicht aufs Verzichten eingerichtet.

Dieses Schüren und Geschürtwerden fiel gerade in die Frühjahrszeit, wo kleine Reisen in die Landschaft hinaus üblich waren. Er gedachte bei solcher Gelegenheit seinen Freund Eschgfäller aufzusuchen, um von ihm einen gescheiten schmerzstillenden Rat zu bekommen. Auch Eschgfäller hatte ähnlichen Grund zu einem solchen Wiedersehen, denn bei der bereitwilligsten Neigung zu jeder beliebigen Gewalttat hat einer doch ein gewisses Bedürfnis, sich zumindest seine Absicht von einer Menschenseele auf der Welt bestätigen und damit gleichsam als menschlich anerkennen zu lassen. So verabredeten sie einen Ausflug

nach Mariazell. Und zwar wollten sie von Kapfenberg mit dem Wagen über den steilen Seeberg nach dem Wallfahrtsorte fahren. Dieser Weg wurde gewählt, weil Herr Eschgfäller seinen neuen Kutschierwagen und einen Traberschimmel ausprobieren und herzeigen mochte. Rieck fuhr nun mit seiner Frau und seinem sechsjährigen Buben mit der Bahn nach Kapfenberg. Dort erwartete ihn Eschgfäller mit den Seinigen. Dies waren eine stattliche Liebhaberin in den Dreißigern, auch eine berühmte Probiermamsell, mit der er seit Jahren lebte und die sich als Geschäftsführerin in seiner Grazer Handlung sehr tüchtig bewährte, und ein Sohn, den er von ihr hatte, ein zwölfjähriger, munterer Bursche. Der gelbe, schöne Kutschierwagen war nur für zwei Leute, mithin für die beiden Bekenntnisbeflissenen, bestimmt, daher stand außerdem noch ein alter viersitziger Lohnlandauer für die Frauenzimmer und Kinder bereit. Die beiden Weiber verhielten sich, jede auf ihre Weise spröde, freundlich. Scham und Stolz, Prahlerei und Eifersucht zogen wechselweise ihre Pfauenräder auf und ein. Die Frau Rieck hielt sich als ehrbare und rechtmäßige Gattin und Angehörige einer sogenannten guten Familie nun zwar für groß genug, auf diese Mätresse

hinabzuschauen, aber da Eschgfällers höherer Reichtum wieder auf seine Gefährtin den Glanz der einzigen Überlegenheit warf, welche Frau Rieck zu würdigen verstand, fand sich die ärmere, auch insgeheim von der Untreue des Mannes wissende Ehefrau wieder auf einen tieferen Standpunkt herabgedrückt, von wo sie neidisch auf die glücklichere Probiermamsell hinaufzublicken hatte. Ähnliches Anschauungsturnen hatte auch diese zu verüben. Solcher wechselseitige vernünftig beschränkte Widerwille nötigte die Frauen zu einer gemessenen gegenseitigen Duldung, darum saßen sie, jede stattlich angetan, Brust heraus und Kopf hoch, allen Kummer und alle Fragwürdigkeit wie den Bauch in sich hineingedrückt, im Grund des Landauers, ihre Kinder gegenüber, der zarte, schüchterne sechsjährige Heinrich Rieck blickte bewundernd zu dem kräftigen, älteren, blonden Burschen auf, der mit einer goldenen Uhr und Kette prahlte und lange Hosen trug.

Die Väter fuhren im Kutschierwagen voraus.

Solange die Straße eben fortging und noch als sie anstieg, konnte Eschgfäller sich seines Pferdes berühmen, das nach der hohen Schule die Beine taktvoll bewegte, mit dem langen, buschigen Schweif zierlich schlug und im gemes-

senen Trabe lief. Sie klapperten im Vorsprung vor dem schwerfälligen Landauer gefällig hin, der ihren Anhang mühseliger den Berg hinaufzog. Und bei guten Zigarren schütteten die Männer einander ihre schlechten Herzen aus. Rieck seine geschäftlichen Mißhelligkeiten und die Sache mit der Jüdin. Eschgfäller schmunzelte; warum ließ sich denn Rieck in ein solches Kreditwesen mit der vornehmen Kundschaft ein, wenn er sich auf ein Vorstadtgeschäft mit wohlfeilerem Luxus aus zweiter Hand verlegte, konnte er billigere und schlechtere Modewaren gegen Barzahlung verkaufen, bei kleinerem Umsatz sogar noch größeren Nutzen machen, war Scherereien mit den Gräfinnen und Baroninnen los und zudem in der besten Lage, der Jüdin einen gewünschten Wirkungskreis zu schaffen. Er brauchte eben nur zwei gleichartige Läden zu eröffnen. Den einen konnte er selbst, den anderen mochte sie leiten. Allen war geholfen. Und was die Geldfrage betraf, die wollten sie schon gemeinschaftlich lösen. Das war gut geraten. „Ja,“ lachte Eschgfäller bedrückt, „einem anderen kann man in Nöten leicht helfen und schwimmt selbst ohne Rettung.“ Wie stand es mit ihm? Diese Madame da hinten, er wies auf seine Genossin im Landauer,

machte ihm Sorgen. Er lebte mit ihr schon ein halbes Dutzend Jahre, da mochte er sie wirklich nicht mehr, aber um so schwerer war es, sie loszuwerden. Sie hatte eine jüngere Schwester, die bei ihnen hauste und gleichfalls im Geschäfte arbeitete, und dieser Familienzusammenhang machte das ganze Elend aus. Das mußte Rieck verstehen: man hatte ein Kind vor Jahren in sein Haus gepflanzt und jetzt war das schönste Frauenzimmer reif geworden. Aber er konnte sie durchaus nicht gewinnen, weil sie sich schämte und der Schwester den Mann nicht abwendig machen wollte. Ob sie ihn liebte, fragte Eschgfäller keineswegs, das war ihm ganz gleichgültig oder verstand sich gar von selbst. Auch Rieck dachte an solche innere Hindernisse nicht im mindesten; hat man das nötige Geld, so bekommt man schon das Frauenzimmer, das man will, wenn man nur die Familienverhältnisse richtig ordnete. Noch eine andere Schwierigkeit aber barg zugleich eine gewisse günstige Lösung. Seine Madame da hinten hatte nämlich auch ihrerseits eine zarte Neigung gefaßt, und zwar zu einem braven Beamten, der sie sogar, wie sie war, Mätresse, nicht mehr in der ersten Blüte und Mutter eines unehelichen Sohnes, heiraten wollte. „Aus Liebe,"

grinste Eschgfäller, und ergänzte gleich: „übrigens keine üble Spekulation,“ denn sie hatte sich bei aller Brauchbarkeit im Geschäft auch ein gutes Stück Vermögen auf die Seite gebracht, „indessen sollte es mich einer anständigen Beisteuer nicht gereuen.“ Die bereits bewirkte oder zumindest innerlich vollzogene Treulosigkeit seiner Mätresse kränkte Eschgfällers Eigenliebe nicht im mindesten. Für Eifersucht auf eine Frau, die bei ihm ausgedient hatte, war in seinem Herzen kein Raum. Er gönnte jedem das Seine. Der brave Beamte sollte nur dieses stattliche weibliche Hindernis von der Tür wegziehen, die zum Schlafzimmer der schönen Schwester führte! Nun war aber die Närrin da hinten treu!

Eschgfäller lachte unter bitteren Tränen, sie war treu, nicht ihm, aber dem Geschäfte! Sie wollte nicht heiraten, weil sie ihre liebgewordene Ladenstellung nicht aufgeben mochte, und als Gattin eines Beamten konnte sie doch nicht gut den eigenen Haushalt vermeiden, um ein fremdes Geschäft und gar das ihres gewesenen Liebhabers zu besorgen. So ging die Mühsal rundum bei ihm in einem Kreis blödsinniger Einbildung und Verzauberung, indessen außerhalb das schönste blonde Leben wartete.

Sie waren auf die Höhe des Seeberges gelangt, wo sich die weite Aussicht auf die steirischen Alpen im Glanz des heiteren Tages darbot. Aber von ihren Sorgen beklommen und auch sonst nicht eben fähig, die Schönheit der Natur anders als mit unbewußtem Behagen als allgemeines sinnliches Wohlsein aufzunehmen, sahen sie sich nur flüchtig um und fuhren weiter talabwärts. Da begann aber der edle Traber seinerseits Schwierigkeiten zu machen. Der Radschuh wurde aufgesetzt, und das ans Lastziehen nicht gewöhnte Tier spürte jetzt den argen Widerstand des zugleich unaufhaltsam andrängenden und wieder zurückgetriebenen Wagens. Kaum hatte es ein Stück angezogen und fühlte sich in Schwung, so kam eine breite Wasserrinne in der Straße, wo der Wagen wieder festsaß und von neuem herausgeschleppt sein wollte. Nach wenigen solchen Stößen und Pausen stutzte das Pferd, bäumte sich dann hoch auf, schlug mit den Hinterbeinen aus, als wollte es den Wagen zertrümmern, bedrohte so das Fahrzeug und seine Insassen und machte, am ganzen Leibe zitternd, keinen Schritt weiter. Es blieb nichts anderes übrig, als das Roß auszuspannen; aus dem Munde schäumend stand es da, der Kutscher deckte es zu

und leitete es langsam hinab, während die beiden Freunde wohl oder übel selbst als Vorspann den Wagen führen mußten. Einträchtig, aber fluchend zogen sie an der Deichsel die schöne gelbe Kutsche wie ihr Schicksal und spürten selber nun auch so recht leiblich den ganzen Widerstand und Druck ihrer Last.

Nach dieser Turnübung, deren tiefere Sinnbildlichkeit sie glücklicherweise nicht als Spott zum Schaden erkannten, hatten sie keine besondere Lust mehr, sich in Mariazell aufzuhalten, sondern fuhren bald nach Graz weiter, wo Eschgfällers schönes Haus alle Bequemlichkeiten bot. Inmitten der belebten Straße der freundlichen Stadt lag es breit und mit dem gerechten Behagen eines festen, alten Bauwesens zugleich stattlich und munter da. Mit großen Mauerpfeilern, sanft geschwungenen, barocken Gesimsen über mächtigen, palastähnlichen, von weißen Läden verschlossenen Fenstern und niedrigem Mansardendache, hatte es nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß. Unten machten hohe Auslagefenster mit Spiegelscheiben, elektrischen Lampen und großartig aufgehäuften Modesachen den notwendigen geschäftlichen Lärm, während der erste Stock oben mit den geschlossenen Läden still in

heiterer Abgeschlossenheit ruhte. Eine kleine zierlich geschwungene offene Freitreppe führte unmittelbar von der Straße nach der Privatwohnung in den ersten Stock hinauf, während der Haupteingang des Erdgeschosses für das Geschäft allein als Portal und Prunkflur ausgenutzt wurde. Unsere Gesellschaft bewegte sich gleich über diese Freitreppe in die zum Empfange der Gäste hergerichtete Wohnung. Eine Flucht hoher, mit alten Stuckplafonds, eingerahmten Wandspiegeln, vielfältigen Parkettfußböden ausgestatteter Räume zeigte sich im Wohlstand alter, von den früheren Besitzern übernommener Möbel. Nach einer kurzen Erholung fand man sich im Speisesaal versammelt, wo eine Abendmahlzeit aufs großartigste hergerichtet war. Eine lange Tafel in der Mitte, mit strahlendem Linnen und reichstem Geschirr gedeckt, glänzte unter dem Licht des venezianischen Lüsters und der geschliffenen Gläser. Bald wurde ebenso prunkvoll aufgetragen, man nahm Platz. Eschgfäller, der an der Spitze der Tafel saß, gefiel sich in einer sonst ungebührlichen Bequemlichkeit gleich einem Sultan in einem rotseidenen geblümten Schlafrock. Der massige wuchtige Mensch mußte offenbar auch den nötigen Spielraum der Tracht haben, um sich mit Speis

und Trank so recht nach Herzenslust zu füllen, und wer wußte in seinem Hause etwas Schicklicheres, wo er sich und den anderen seine eigenen Gesetze des Passenden auferlegte. Zu seiner Rechten blieb ein Stuhl frei. Kaum hatte man aber die Suppe zu löffeln begonnen, als vom Nebenzimmer her ein Schlürfen und Brummen vernehmbar und die Tür aufgeschlossen wurde, durch die an einer silbernen Kette, von einem Wärter geführt, ein brauner Bär eintrat, mit einem Ringe dunkleren Haares um den Hals, und ohne weiteres auf den Sessel an Eschgällers Seite hinaufkroch. Frau Rieck stieß einen Angstschrei aus und sprang entsetzt auf, Eschgäller lachte selbst wie ein Bruder des Bären, der kleine Heinrich Rieck, der unten an der Tafel saß, riß die Augen auf und stellte sich auf einen Stuhl, weil ihm die Tafelaufsätze den Anblick des Wunders benahmen. Das schöne blonde Fräulein Marie zu seiner Linken erzählte ihm, während sich die Aufregung über den unerwarteten Tischgenossen allmählich beschwichtigte, der „Herr Vetter", so hieß er, sei ein sogenannter Kragenbär und immerhin halbwegs lenkbar und wohlerzogen. Eschgäller, der den Herrn Vetter einmal in einer seiner Launen zu Hamburg von einem Menageriebesitzer an Zahlungsstatt ge-

nommen und eingestellt hatte, berichtigte sie mit einem halb drohenden, halb schmeichelnden Blick, der wohl nicht bloß diese Übereinstimmung der Meinung bezweckte, der Herr Vetter sei nicht nur halbwegs brav, sondern ein ganzer Mann, treu, ergeben, anmutig, und um dies zu erweisen, ließ er ihn gleich um eine hochgehaltene Semmel betteln, was der Herr Vetter beflissen mit einem Brummen, aber gutmütig tat. Sei es aus Absicht, oder aus ungeschicktem Eifer, das Tier anzuspornen, enthielt aber Eschgfäller das Brot dem Ungeduldigen zu lange vor, so daß der Bär plump das Gleichgewicht verlor und mit den Vorderpfoten auf den Tisch fiel, einige Gläser mit dem Wein umwarf und sonstige Verwirrung, bei den Weibern abermals ängstliches Lachen und Schreien stiftete. Im übrigen wurde er mit besonderem Geschirr bedient, aus welchem er das vorgeschnittene Fleisch, schönste auserlesene Bratenstücke samt Zutaten, mit gelegentlichem Knurren aufs eiligste vertilgte.

Nur dem kleinen Heinrich unten blieb die wunderliche Situation mit dem wilden Zechbruder immer gleich gewaltig, er vermutete zwischen seiner freundlichen Nachbarin, als verzauberter Prinzessin, und diesem Bären ein geheimnisvolles Ver-

hältnis, obgleich sie höchst unbefangen mit leiser Stimme freundlich von dem Leben und Charakter, den Schandtaten und Klugheiten des Kragentieres erzählte. Die übrigen Herrschaften aber, denen auf der Welt so leicht kein Wunder mehr wuchs, hatten sich bald auch in diese Gesellschaft gefunden und unterhielten sich nun auf ihre Weise, indem sie sich vor allem in Lobreden auf Speis und Trank, über die Zubereitung der Gerichte, Beschaffenheit der Weine, Rezepte der Saucen und Fasanen, der Braten und über die Wahl und den Preis der einzelnen Stücke ergingen. Darin waren Rieck und Eschgfäller ohnedies Meister und verstanden ihren Bissen zu würdigen, ihren Trunk zu erwägen. Inzwischen kam das Backwerk und Obst und jeder einzelne warf dem Bären davon zu, der sich des von allen Seiten auf ihn fallenden Überflusses mit einer gewissen unbeholfenen Anmut, brummend und von einer zur andern Seite sich drehend, mit beiden Pfoten langend, bittend und an sich schiebend, erfreute. Marie führte Heinrich nun sogar zum Herrn Vetter hin, der sich vom Knaben geduldig das Fell streicheln ließ. Unter großem Halloh und Ausbringen von Trünken auf das Wohl aller Gäste hob Eschgfäller die Tafel auf. Die Frauen schoben die Stühle

zurück und plauderten weiter, Eschgfäller aber, als wilder Philister, in seinem seidenen geblümten Schlafrocke und Pluderhosen, das lose Hemd vor der Brust offen, ließ sich auf ein Sofa in der Ecke nieder, wohin ihm der Bär sogleich folgte. Der Herr Vetter legte sich grunzend auf den breiten, persischen Decken zurecht und zwar so, daß sich seine Brust Herrn Eschgfäller als Kopfkissen bot. Der ruhte nun auf der Brust des Bären, rauchte eine mächtige Havannazigarre und döste so vor sich hin. Die liebenswürdige Beschützerin führte den kleinen Heinrich durch alle Räume dieses Märchenhauses, vorzüglich nach dem Bärenzwinger, einem von einem Scherengitter abgeschlossenen, mit einem Matratzenlager und einem eingelassenen Wasserbecken ausgestatteten Zimmer, das an Eschgfällers Schlafgemach stieß, der bei des Bären Schnarchen erst so recht sich des eigenen zu erfreuen beliebte.

Die reichliche Mahlzeit, der genossene starke Wein, die fernher dringenden Geräusche der sprechenden und lachenden Gesellschaft, die hohen Zimmer, durch deren Fenster die dunkle Nacht blickte, die Erinnerung an die Wagenfahrt, an die Erlebnisse der Tafel, an den verzauberten Herrn Vetter, die Begleitung des jungen, schönen,

freundlichen Mädchens verbanden sich für den Knaben zu einer unnennbaren Einheit traumhaften Staunens, die sich immer mehr verdichtete, als er sich in einer kleinen Gaststube fand. Er war längst gewohnt, allein schlafen zu gehen, aber hier ließ er sich gern von seiner Führerin beim Auskleiden helfen, die sich zuletzt an sein Bett setzte. Er faßte nach ihrer Hand, als müßte sie ihn auch in seinem Schlummer führen.

In diesem Hause blieb er einige Wochen lang, Marie hatte es zu erwirken gewußt, daß ihn seine Eltern hier ließen, während sie nach Wien zurückkehrten. Das Mädchen hatte ihn lieb gewonnen und betrachtete unbewußt dieses Kind wohl als einen Schutz vor dem Bären im Hause und saß allabendlich an seinem Bett und ließ seine Hand nicht los, wenn er auch längst schon schlief. Aber Heinrich konnte ihr doch nicht helfen, denn in dieser Zeit gedieh Herrn Eschgfällers Plan zur Ausführung, ebenso wie Riecks Vater in Wien den seinigen nach wohlgetroffener Verabredung ins Werk setzte.

Man war eines Morgens beim Frühstück, als sich unten auf der Gasse ein Wagen- und Leutelärm erhob. Eschgfäller stand auf, führte seine Hausfrau ans Fenster und sagte ihr, er habe für

heute ihre Hochzeit bestellt, der Bräutigam warte schon in der Kirche, der Fiaker stehe unten bereit, sie möge sich geschwind fertig machen. Furchtbar überrascht, stammelte sie entsetzt, was ihm denn einfiele, das sei doch nicht möglich. Eschgfäller lachte, alles sei möglich, dieses aber sogar unumgänglich, man könnte eine angesagte Hochzeit nicht versäumen, ihr Liebhaber und Bräutigam sei bereit, sie habe jetzt, nachdem sie schon so manchen Schritt ohne und gegen Herrn Eschgfäller getan, nur mehr die paar Schritte zum Wagen zu machen und solle es ihm Dank wissen, daß er alles und im guten Willen so weit gebracht habe. Die arme Frau errötete und erblaßte und sah sich nach allen Seiten um Rat oder Hilfe oder Zuspruch um und begann bitterlich zu weinen und sank in ihren Stuhl zurück, und strich ohne Besinnung über ihr schwarzes hochgeschlossenes Kleid, das sie in aller Frühe schon vollkommen frisiert und geschnürt zum Dienst im Geschäfte anzulegen pflegte. Endlich, da Eschgfäller hart an ihrer Seite blieb, fiel ihr nichts anderes ein, als „so, wie ich da bin?". „So wie du da bist, du brauchst wohl keinen Kranz und Schleier."

Aber noch rührte sie sich nicht.

„Ferdinand," rief Eschgfäller seinen und ihren

Sohn an, der lächelnd dieses Schauspiel genoß. „Komm, führe die Mutter, wir müssen in die Kirche.“ Und damit faßte er die Hilflose unter einem Arm, während der gehorsame Sohn sie unter dem andern ergriff und lachend zur Türe geleitete. So wurde sie vom Vater ihres Kindes und von ihrem eigenen Sohn zur Hochzeit geschoben und ließ es endlich geschehen.

Marie blieb an dem Tische sitzen und sah nicht auf. Heinrich ging nach. Der kleine Hochzeitzug bewegte sich durch den Flur und über die Freitreppe bis zum Wagen. Eschgfäller hob die Frau mit sanfter Gewalt hinein, Ferdinand setzte sich an ihre Seite, der Mann nahm ihr gegenüber Platz und befahl dem kleinen Heinrich auch mitzukommen. In der Kirche war Eschgfäller der Trauzeuge des Paares, horchte befriedigt auf das armselige Ja, das seine langjährige Hausgenossin mit seinem Nachfolger ehelich verband, spendete dem Meßner ein reichliches Trinkgeld, dann wartete er noch, bis die Neuvermählten, der Bräutigam mit freundlichem Genügen, die Braut schluchzend und ohne Fassung wieder im Wagen in ihre neue Wohnung fuhren, die der edle Gönner gleichfalls aufgenommen und eingerichtet hatte.

Dann erst nahm Eschgfäller Heinrich an die

Hand und kehrte in sein Geschäft zurück. Am Abend saß Marie wieder beim Bett des Knaben, aber sie durfte nicht bei ihm bleiben, denn Eschgfäller trat ein und sagte: „Komm." Sie blickte ängstlich auf Heinrich, der unwillkürlich die Augen schloß, denn ihm graute vor dem eigentümlichen Manne, aber Eschgfäller faßte ihre Hand, da stand sie auf und ging mit ihm.

Als Heinrich wieder nach Wien gebracht worden war und Mariens Tür längst dem Herrn Eschgfäller offen stand, traf dieser eines Tages seine ehemalige Frau, Ferdinands Mutter, im Geschäfte, am Ladentische, wie sonst und sie erklärte dem Herrn Eschgfäller ruhig, sie habe es ohne ihre vertraute Arbeit nicht länger ausgehalten, ihr Mann sei es zufrieden, daß sie wieder hier tagsüber tätig sei, für ihre Wirtschaft daheim sorge ohnedies eine Magd. Das ließ sich Eschgfäller gefallen, denn Marie sollte vorläufig andere Dinge lernen. So lebten die Schwestern in vertauschten Rollen wiederum im gleichen Hause und Herr Eschgfäller hatte seinen Plan vollstreckt.

Mit ähnlicher Genauigkeit setzte Rieck den seinen in Wien durch, verkaufte das große Geschäft und richtete zwei kleine in der Vorstadt ein, deren eines er selbst betrieb, während die schwarze Jü-

din das andere und damit Herrn Rieck nach Wunsch zu leiten bekam. Diese sogenannte beste Lösung verfehlte nicht den Zorn seiner Gattin zu erregen, die weniger die Untreue des Gemahls, als den Entgang von so viel Vermögen und Gewinn bemängelte. Sie hätte der Rivalin den Mann höchstens unentgeltlich überlassen, von dem sie ohnedies kaum mehr als verdrießliche Nächte bekam. Ihr Hauswesen war mit Hilfe der Dienstboten leicht und bald geordnet, so daß sie untätig in den öden Stuben umherging oder um sich zu zerstreuen einen sinnlosen Besuchsverkehr pflegte. Zu Mittag kommt der Mann heim, man tauscht eine gleichgültige Begrüßung, rasch wird das Essen eingenommen, Herr Rieck legt sich darnach auf das Sofa, raucht, liest die Zeitung, knurrt ein weniges, wenn sein Bub etwas verlangt, dies ist sein väterlicher Anteil an der Erziehung, endlich erhebt er sich mit einem Seufzer und geht wieder ins Geschäft. Wenn er abends nicht von der Jüdin in Anspruch genommen wird, knurrt er auch jetzt und ist von den Verdrüssen des Tages und von der allgemeinen Unzufriedenheit des Lebens mit Ärger bis an den Rand vollgeschlagen, der sich gegen die eheliche Genossin aufs ungezwungenste äußert, wenn sie ein Gespräch beginnt.

Darum zieht sie vor zu schweigen, was bei ihr zu einer bösen Kunst wird, die Körper und Seele vergiftet, denn die versagten Worte schlagen sich aufs Gemüt, während er, von Natur dumpf und stumm, im Schweigen die angemessenste Art unter Menschen zu leben findet. So saugt eine stumme Zeit alle Luft und alles Licht aus einer Gemeinschaft und atmet Haß, Zorn und Ekel aus. In dieser verpesteten Luft wächst ein Kind auf. Die Frau setzt endlich durch, daß sie selbst im Geschäft mitarbeitet, damit sie wenigstens einen Teil des Geldes für sich erlangt, wenn schon die Nebenbuhlerin ein Vermögen erwirbt. Gegen brauchbare Hilfe hat schließlich Rieck nichts einzuwenden. Aber die Verhältnisse im Hause werden je offener desto unleidlicher, neue Liebschaften, mit neuen selbstverständlichen Einbußen großen Vermögens beschäftigen den Mann, verdrießliche Szenen veranstaltet die Frau, dazwischen steht das Kind und wartet auf eine brauchbare Erziehung. Dieser stumme, großblickende, durch mittägliches oder abendliches Knurren oder Kopfstücke nicht mehr zu lenkende Knabe ist dem Vater als Zeuge und Beobachter zuwider. Ein besonderes Gefühl von Liebe, Achtung, Verantwortung für den Sohn kennt er nicht, wenn er

für ihn sorgt, erfüllt er nur eine gesellschaftlich vorgeschriebene Pflicht, wie eben ein Bürger nicht offenkundig stiehlt oder tunlich einen Nebenmenschen umzubringen vermeidet und Steuer zahlt und dergleichen selbstverständliche Tugenden ausübt.

Eschgfäller hatte seinen Ferdinand in eine militärische Schule getan. Unter den wohlhabenden Kaufleuten, die von der Erziehung selbst nichts verstanden und keine Zeit oder Lust dazu hatten, galt es für besonders zweckmäßig und vornehm, die Kinder ganz außer Haus zu geben; so tat auch Rieck seinen mageren, finsteren und wortkargen Buben in ein Landgymnasium, das mit seiner Studentenfütterungs- und Erziehungsanstalt ein hübsch gelegenes deutschböhmisches Städtchen sehr behaglich ernährte.

Dort wird viel gezahlt, für jedes Kind ist außerdem ein ansehnliches Taschengeld ausbedungen und unter den Zöglingen herrschen große Begriffe von standesgemäßem Wandel, indem sie für allen Unsinn und heimlich, in den Pausen der Beaufsichtigung ausgeübten Unfug viel Münze in die Luft schleudern. Das wird zur Förderung des gemeinen Wesens wohlwollend als gepriesene Freiheit der modernen Erziehung begrüßt.

Die Zöglinge erhalten reichliche, ja üppige Kost,

worum sich die Frau Bürgermeisterin selbst annimmt, so daß die Buben dank der guten Nahrung doppelt früh und eifrig alle möglichen Gelegenheiten des Austobens suchen und brauchen. Sport und Spiel, große Politik bewegt diese künftigen Staatsbürger neben der sonstigen sinnlosen Schulbalgerei, ein „völkisches" Bewußtsein entflammt sie zu „treudeutscher" Gesinnung und als neues Hochgeschlecht des Landes und Schützer der germanischen Zukunft und Vorherrschaft halten sie vorläufig in eigenen Kneiplokalen Bier- und Sangesgelage ab, was von der Schulbehörde stillschweigend mit beiden zugedrückten Augen nicht gesehen wird, weil auch die Wirte im Städtchen von der Anstalt ihren Nutzen ziehen sollen. In der Schule lernt man das notwendige Überflüssige. Im Winter geht es in den Schneeschuhen hoch her über das weiße Land. Und einmal in der Woche wandern ein paar musikalische Seelen zum Organisten. Musikstunde! Fünf bis zehn kleine Geiger fiedeln hier und ein alter, feinhöriger, kümmerlicher, gebückter Mann zieht langsam die verwirrten Seidenfäden der Töne zurecht, bis sie silbern, leise, lauter, klarer, voller durch die enge Turmstube einen durchsichtigen Schleier weben, der Musik heißen darf. Sie lernen alte

Lieder singen, Orgel-, Klavier- oder Geigespielen und einer beginnt die ersten Weisheiten des Kontrapunkts und die tiefe Ordnung der Fuge zu ermessen, in welcher sich das Wirrsal des Lebens zugleich spiegelt und zu einer geheimnisvollen, gesetzlichen Folge entfaltet.

Heinrich Rieck spielte Johann Sebastian Bachs „Wohltemperiertes Klavier".

In den langen Jahren dieser sinnlosen, von keines Vaters Hand gelenkten, von keiner Mutter Hand besänftigten, einsam hintrabenden, müßigen und leeren Kindheit waren nur diese Winterabende lebensgültig, an denen man sich aus dem lärmenden Konvikt in die alten schneeverwehten Gassen des Städtchens hinunter und, den Kragen hochgezogen, die Geige unterm Arm, ans andere Ende zur Pfarrkirche begab, umblasen von Wind, von Schnee gewärmt und gekühlt zugleich, den Weg von trüben Öllaternen kümmerlich erhellt, bis man die Schneckenstiege in das Turmzimmer hinaufkroch und unterm Duft gebratener Äpfel und derben Tabaks auf beträchtlicher Höhe über Menschen und Land Musik übte und ihre unermeßlichen Geheimnisse mit süßem Schauer zu spüren begann. Man war in diesem Turm, der sein Licht über das dunkle Städtchen warf, wie in einem

Schiffe, das unter strahlenden Klängen nicht über Meer, sondern durch die geisterhafte Unendlichkeit der Lüfte schwebte, in einer unablässig wallenden, doch gehaltenen und süß verweilenden Bewegung wie im Schoß einer höheren Urmutterwelt, aus der man auf diese kümmerliche Erde gekommen war, wer weiß warum, wer weiß wie, indessen die ewige Gebärerin hoch oben, ringsum, in Winter und Sommer, Nacht und Tag in rauschender unhörbarer, unablässiger Flut waltete, schwebte, hingab und wieder aufnahm, was sie in die Tiefe der Dinge hatte versinken lassen.

Als Heinrich Rieck diese Schule im Landstädtchen beendigt und sein Reifezeugnis in der Hand hatte, kam er nicht als geschäftstauglicher Mensch in seines Vaters Haus zurück, wie dieser wünschte, sondern als Musiker. Das heißt als ein Mensch, der die sichtbaren Dinge dieser Erde nur in einem Gewühl von Tönen begreift und nicht anders als in geheimnisvollen Antworten zu ordnen vermag, die Gleichnisse sind, denen jede greifbare und erkennbare Ähnlichkeit mit den Erscheinungen mangelt. Ebenso dunkel, ebenso traurig, verwirrt und ratlos, wie diese Stimmen in ihm, die er nur vernahm, ohne sie zu beherrschen, gar ohne sie bilden zu können, zeigte sich ihm, was er nun von

Menschen und wirklichen Verhältnissen in seiner Nähe erblickte, nur daß er diese Umgebung als undurchdringliche Finsternis auf sich lasten fühlte, indes die innere Verwirrung in ihm von fernem Lichte beseelt, erhellt schien, das einen reinen Tag verhieß. Tausendmal fragte er sich: Warum mir das? Doppelt ratlos und verzweifelt sah er sich selber zu, den er solchen höheren Willens nicht für wert hielt. Es ist in der Tat die wunderlichste Laune der Natur, einen Überschwang von Empfindung, eine lebende Fruchtbarkeit und Nötigung des Ausdrucks und zugleich eine harte, schonungslose Gleichgültigkeit gegen alles gemeine Menschliche ringsum, in eine Seele zu werfen, die sich auf diese Weise wie ein erstes, neues Wesen in einer wüsten Welt findet und sie zeugend urbar machen will. Da sollen Gebilde sich aus einem Hirne lösen und zu unfaßbaren, doch ganzen Formen sammeln, gleich Sternen in einem Weltraume kreisen, der Himmel und Erde hält ohne Stütze und eine Unendlichkeit in sich selbst faßt und schweben läßt. So fern ist alles Werk der Welt, der es gleicht und die es schafft, so fern der Welt, von der es gezeugt wird.

Heinrich Rieck kam, hochaufgeschossen, blaß, mit geschlossenen Lippen und mit einer gewissen

angewöhnten Vorliebe für die ungebundene Existenz zurück, die ihm in der spießbürgerlichen Erziehungsanstalt tunlich aus deren eigensten Zweckmäßigkeitserwägungen war angewöhnt worden.

Er fand daheim wiederum ein neues, wiederum das alte, gleich trostlose Dasein vor, woran er sich als an die ständige Art seiner Familie erinnerte.

Sein Vater war, zum wievielten Male schon, als sechzigjähriger Mann, eben im Begriffe, sein Leben von neuem zu beginnen. Er hatte vor Jahren der Jüdin, als er auch sie wieder loswerden wollte, sein Geschäft geschenkt, das war immer die einfachste Lösung. Am Gelde hing er nicht, wenn es nur seinen augenblicklichen Zweck geschwind förderte, warf er es getrost zum Fenster hinaus, sicher, es sich rasch wieder zu erwerben. Es kam nur auf das Leben an, was er eben darunter verstand. So hatte sich die Geschäftsführerin eines prächtigen Ladens und Betriebskapitales zu erfreuen und machte ihrem weiland Gönner eine erhebliche Konkurrenz. Der mußte einen andern Bezirk mit seinem neuen Unternehmen beglücken, aber auch dort kam er dank seiner unerbittlichen Zähigkeit bald hinauf. Nun hatte er nach einigen Jahren

notgedrungener Ruhe wiederum ein Verhältnis mit einem Ladenfräulein angefangen, die dem alternden Manne offenbar besonders zu schmeicheln und sein Selbstgefühl in angenehme Wallung zu bringen verstand. Natürlich verlangte auch diese Dame den gewohnten Geschäftsanteil, ja noch mehr, sie wollte für die Zukunft gesichert sein und redete ihm ein, sie müsse seine Frau werden. Warum auch nicht? Darauf kam es Rieck weiter nicht an. In seinen ungeheuerlichen peinlichen Eheverhältnissen bot sich der beste Vorwand zu einer Trennung von seiner Frau. Seines Freundes Eschgfäller Sohn, Ferdinand, hielt sich nämlich, als ganz junger Fähnrich seit kurzem aus der Militärakademie ausgemustert, in Wien auf und hatte sich im befreundeten Rieckschen Hause eingefunden, wo ihm eine so gute Gastfreundschaft geboten wurde, als es eben diese Leute verstanden und vermochten. Er wohnte sogar vorerst bei ihnen; von seinem Vater her grob beschaffen und wegen seiner Jugend noch ganz und gar nicht wählerisch, findet er an der Frau des Hauses, die mindestens zwölf Jahre älter ist als er, ein eigentümliches Wohlgefallen, das ja oft den unreifen Mann dem reifen Weibe nähert. Ihre herbe Üppigkeit und strenge Verschlossenheit reizen ihn, seine blonde

Frische und soldatische Gelenkigkeit sagen der Frau zu, die ohnedies ausgehungert und in einer Umgebung fragwürdiger Begierden voll Bitterkeit die eigenen zu unterdrücken müde ist. Den ersten verhaltenen Blick ihrer Neugierde und ihres Wohlgefallens erwidert der Junge mit einer Frechheit, die er seinem soldatischen Wesen angemessen glaubt, die Frau wiederum schmeichelt sich, einen Knaben schuldlos schuldig in die erste reine Leidenschaft einzuweihen und dabei unberührbar ein gleichsam keusches Verbrechen sich erlauben zu dürfen, indessen er sich eben dieser vorgeblichen Zartheit als einer besonderen Würze der Komik eines groben Verhältnisses erfreut. So läßt er sich von der verliebten Frau wie von einer verirrten Mutter über den blonden Scheitel streicheln, während sie an ihm vorbeistreift, und genießt dabei mit aller Bereitschaft die Erwartung dieses starken, üppigen Körpers, der ihn berührt. Die sogenannte Erziehung der Unschuld zur Liebe, deren sich eine reife über eine unreife Person unterfängt und wobei die erfahrene immer alles zu geben und zu lehren glaubt, erweist die hübscheste Selbsttäuschung, denn im Handumdrehen wechseln die Rollen, die Unwissenheit wird dank ihrer Jugend und Kraft und Frische überlegen, lehrt, statt zu

lernen und in der gegenseitigen Betrügerei der Leidenschaften und Vorspiegelungen verbeißen sich diese beiderseitigen Täuschungen aufs tollste ineinander und finden dabei ihre Rechnung. Eines Tages steckte der Bursche seiner „Ziehmutter", wie er sie nennt, ein Liebesbriefchen zu und sie nimmt es an und liest es und findet die Angelegenheit komisch. Sie antwortet erst nicht, sondern zeigt die strengste Miene. Darauf steckt er ihr ein zweites und ein drittes zu, sie nimmt sich vor, ihn zurecht zu weisen und schämt sich, ihm Aug in Aug ihre Meinung zu sagen. Darum läßt sie ihm eine schriftliche Antwort zukommen. Aus dem Briefwechsel ergeben sich mündliche Auseinandersetzungen, die bei der Art der Beteiligten, beim ungezügelten und unverwöhnten Hunger des Fähnrichs, bei der mißmutigen Verhaltenheit der alternden Frau rasch und glühend in eine Gemeinschaft von Gesinnung, Wunsch und Handlung übergehen. Der Fähnrich hatte mittlerweile seine eigene Wohnung bezogen. Seine Geliebte besuchte ihn dort und so richtet sich eine neue dauerhafte Vereinigung ein, denn der Bursch ist bei aller Sinnlichkeit und bei der Energie seiner physischen Instinkte doch im Grunde träg und phantasielos, darum zu bequem, weitere Schwie-

rigkeiten neuer Liebesabenteuer zu suchen, sich den Weitwendigkeiten der Eroberung neuer jüngerer Frauenzimmer zu fügen. Er läßt sich Pflege, Zärtlichkeit und dankbare Anbetung dieser Frau gefallen, deren stattliche Gestalt und strenge Herbheit in den zärtlichen Beziehungen sich zu demütigster Unterwerfung neigen.

Herr Rieck beobachtete dieses Verhältnis und durchschaute es von Anbeginn als einer, dem nichts Menschliches fremd war, ja er förderte es durch das stillste Gewährenlassen. Diese neue Verkettung bot ihm ja die gesuchte Gelegenheit, wieder einmal sein Leben von neuem zu beginnen, indem er sich von dieser Frau los machte. Den Sohn, den „blöden Musikanten" wie er ihn nannte, ließ er einstweilen auch gewähren, so daß Heinrich sich nach Wunsch in einen Landwinkel in der Nähe Wiens zurückziehen durfte, wo er mit einer kleinen monatlichen Rente auskam, komponierte, sich in der Stadt mit allerhand Künstlern und dem üblichen Schwarm von Kunstzigeunern in Kaffeehäusern herumtrieb und auf seine Weise zugrunde zu gehen und derart den Vater zu befreien versprach.

Als sich das Netz soweit über dem ungleichen Paare zusammengezogen hatte, nahm Herr Rieck

die sorgfältig aufbewahrte und heilig gehaltene Liebeskorrespondenz seiner Gattin und des Ferdinand Eschgfäller aus. Er wußte natürlich das Versteck. Er hätte das Paar in der verfänglichsten Lage auch selbst überraschen können, doch hielt er dies schon wegen seines alten Freundes Eschgfäller gar nicht für nötig. Darum begnügte er sich mit den deutlichen Liebesbriefen und hielt sie eines Abends seiner Gemahlin vor die Augen. Die Entsetzte fällt ihm beschämt zu Füßen, in einem sogenannten ehrbaren Hause erzogen, fühlt sie ihre Schuld doppelt schmählich, sie weint, beschwört ihn um Verzeihung, will sich rechtfertigen, ihr Tun entschuldigen; da er nicht einmal antwortet, besinnt sie sich seines eigenen Verhaltens, das sie zu dem ihrigen getrieben, über ihre Schmach weinend, flucht sie der seinigen, schamlos schreit sie seine und ihre Gemeinheit aus. Er schweigt. Endlich, als alle Beredsamkeit ohne Erwiderung sich verbraucht hat, heißt Rieck sie davon gehen und schaut ihr zu, wie sie ihre Sachen packt, dabei fällt ihr ein, daß ihr Mann sie auf diese Weise nur möglichst wohlfeil losbringen wolle, ihre Zerknirschung verwandelt sich in Zorn und bessere Berechnung. Gleich wird ihr gewärtig, was der Herr Gemahl wieder vorhat, daß sie in eine Falle

gegangen ist. Da sie sich bei einer Schuld hatte erwischen lassen, hat sie keinen Anspruch auf Geld, aber sie kann und will ihm die Trennung sauer genug machen, so entspinnt sich unverweilt eine andere Szene, wo sie dem alten Gauner seine Taten und Absichten vorhält, aus der Angeklagten zur Klägerin wird, ihm die Geliebten vorrechnet, mit denen er sie betrogen, und das Geld, das er ihr mit diesen Frauenzimmern ausgeführt hat und so fort. Rieck sieht sich zu Verhandlungen veranlaßt, und der Kampf der beiden schließt mit einem Vergleich ab. Die Frau erklärt sich bereit, das Haus zu verlassen und in die Trennung einzuwilligen, gegen Zusicherung einer angemessenen Abstandssumme. Mit dem Gelde, das sie während der Ehe beiseite gebracht hat, ergibt sich derart ein ganz ausreichendes Vermögen, wovon sich getrost und sorgenlos leben läßt. Zum Schluß sind beide selbst in ihrer Todfeindschaft einigermaßen befriedigt; es ist ohne Sentimentalität abgegangen, der Vorteil einer auf irdische Fragen allein gerichteten Gemütsbeschaffenheit.

So vergehen einige Jahre. Der Sohn Heinrich Rieck lebt gedankenlos seiner Musik da draußen in seinem ländlichen Vorort; mit der kümmerlichen Rente, die ihm der Vater zukommen läßt, hungert

er sich wohlzufrieden durch, seine Jugend begnügt sich gern mit ihrer Freiheit, statt mit einem Wohlleben, denn die Kunst und die Gnade, ihr allein gehören zu dürfen, heißt ihm Glück genug. Zudem ist er in den Jahren jenes fortgesetzten Rausches von Traum, Hoffnung und Musik, der eben Jugend heißt, er holt bescheidene früher unbekannte Freuden nach, die der Umgang mit gleichgestimmten Genossen bietet, gemeinsame Huldigungen für eine liebenswürdige schöne Frau, der Verkehr mit anderen angehenden Künstlern, das ungezwungene Leben und Auskommen mit der dürftigen Rente, Abenteuer bescheidener Art beschäftigen ihn ganz und entführen ihm Tag um Tag. Der Vater kümmert sich um ihn, er um den Vater nicht weiter. Nur einmal im Monat, wo er sich das Taschengeld abholen muß, besucht er den Alten und läßt seine Vorwürfe über sich ergehen. Er soll einen anständigen Beruf ergreifen und etwas arbeiten. Darauf versucht er immer wieder, immer vergeblich, dem Alten klar zu machen, daß auch die Musik ein Beruf sei und immerhin anständig. Da er damit nichts verdient, gelingt ihm freilich dieser Nachweis nicht, denn mit Arbeit muß man zu etwas kommen, ist der einzige Glaube des Vaters, und wenn man zu nichts kommt, heißt

es eben keine Arbeit, was man treibt. Aber da der Vater schließlich doch, wenn auch knurrend, das Geld hergab und außerdem für seine Kleidung sorgte, kümmerte sich der Sohn nicht weiter um die Gegengründe des Alten. Mit der Mutter zu verkehren hielt ihn ein natürlicher Widerwille gegen das peinliche Verhältnis ab, worin er die würdelose Frau sich verlieren sah.

So kam sein vierundzwanzigster Geburtstag heran, der im Hause einer schönen Frau gefeiert werden sollte, die jungen Künstlern eine heitere Gastfreundschaft und Teilnahme schenkte. Er hatte auch den ersten Akt einer Oper vollendet, von der er sich endlichen Ruhm und viel Geld erwartete, und befand sich in einer wohlgestimmten Gemütsverfassung, nur war es freilich unangenehm, daß er wiederum seinen Vater aufsuchen sollte, um sein Monatsgeld abzuholen.

Rechtzeitig erreichte ihn ein Brief, der ihn dieser Verpflichtung enthob. Sein Vater teilte ihm in Kürze mit, da er selbst eine neue Ehe eingegangen und Heinrich nunmehr vierundzwanzig Jahre alt geworden sei, also jenes Alter erreicht habe, wo er nach dem Gesetze selbst für sich aufzukommen habe, entziehe er ihm die bisherige Monatsrente und hoffe, daß sich sein Sohn end-

lich zu einem anständigen Erwerb und einer angemessenen Arbeit entschließen werde. Weitere Auseinandersetzungen seien zwecklos.

Das war nun eine hübsche Geburtstagsbescherung. Heinrich ermaß es wohl, was dieser väterliche Brief bedeutete. Der Alte hat geheiratet, sein ganzes Vermögen und Geschäft auf die neue Gattin übertragen und der Sohn dadurch jede Hoffnung auch auf das bescheidenste Erbe eingebüßt, denn daß dafür Sorge getragen worden war, alles Bargeld beizeiten wegzuräumen, stand außer Zweifel. Es war ihm peinlich genug, diesem Vater noch mit einer Bitte anliegen zu müssen, aber er hielt es immerhin für sein gutes Recht, ihm selbst vorzustellen, daß er doch den einzigen Sohn nicht ganz um sein Erbe bringen sollte. Auch wußte er wirklich nicht, was er im Augenblick anstellen müßte, um den bescheidensten Erwerb zu finden. Wenn man schon auf die Straße gesetzt werden soll, wünscht man wenigstens eine angemessene Kündigungsfrist. So schrieb er dem Vater einen demütigen Brief, der aber doch einiges Anrecht auf ein gesetzliches Erbe geltend machte. Darauf bekam er zur Antwort, er hätte nur Anrecht auf eine gebührende Tracht Prügel als gesetzliches Erbe, denn bloß mit diesem Mittel könnte

er zu einer anständigen Arbeit verhalten werden, als ein Nichtstuer und Strolch, der keinerlei Rücksicht zu beanspruchen habe. Heinrich las aus diesen Worten sehr deutlich den Sinn und die Fürsorge der neuen Gattin des Vaters und glaubte, etwa bei einer mündlichen Auseinandersetzung Auge in Auge doch einen besseren Bescheid zu erreichen, wenigstens einen menschlichen Abschied. Er beschloß darum eine Weile zuzuwarten, bettelte sich ein paar Monate durch und suchte dann den Vater selbst auf.

In der Wohnung wird ihm nach langem Läuten zögernd aufgetan, die neue Frau des Vaters sieht ihn von oben herab mit einem verächtlichen Blicke an und bescheidet ihn, der Vater sei krank, aber wenn Heinrich durchaus wolle, möge er ihn immerhin aufsuchen. Sie weist ihn durch alle sonst bewohnten, rein gehaltenen Stuben, die mit ihren eigenen Sachen überfüllt sind, nach einem abseits gelegenen Kämmerchen, zeigt: da liegt der Vater und wendet sich gleich wieder fort. Heinrich tritt ängstlich genug ein und findet in einem kahlen schlecht gelüfteten Raum, der nur ein mattes Glasfenster gegen eine dunkle Stiege hat und von einer singenden Gasflamme beleuchtet wird, auf einem Feldbett ausgestreckt,

den Vater liegen. Am Fußende des Lagers sitzt als Pflegerin eine alte Frau, die längst als Bedienerin im Hause verwendet worden war, und nickt vor sich hin.

Der Kranke schläft. Zum ersten Mal betrachtet Heinrich in gleichsam unbeteiligter Beobachtung die Züge seines Vaters. Der Mann liegt in seinem weißen Nachthemde bleich und mit eingefallenem Gesichte da. Die grauen Haare sträuben sich wild über einer steilen strengen Stirne, selbst die geschlossenen Augen nehmen dem Antlitz nicht den harten, unwiderruflich finsteren Zug, den der bartlose Mund, die schmalen nach abwärts gebogenen, festgeschlossenen Lippen, die scharfe Nase mitteilen. Selbst im Schlaf — der Kranke atmet schwer und laut — behält die Stirn drei dunkle Falten über der Nasenwurzel, drei Runzeln, die gleichsam alle Gedanken von Nachgiebigkeit und jedes mildere Gefühl noch in der Willenlosigkeit von Schlaf und Leiden unterdrücken. Heinrich blickt sich fragend um, ob er gehen soll oder bleiben darf. Die alte Aufwärterin sagt halblaut: „O, der schläft fest. Setzen Sie sich nur, junger Herr“ und rückt so zur Seite, daß Heinrich neben ihr noch am Fußende des Bettes einen schmalen Platz findet.

Nun fängt die Alte zu erzählen an, Herr Rieck sei schon ein paar Wochen lang krank an einer Lungenentzündung, er habe sich um keinen Preis niederlegen wollen, bis er sich freilich nicht mehr auf den Beinen habe halten können. Die Frau — dabei zeigte sie nach der Wohnung — habe ihn dahier einquartiert. Das sei die Richtige. Aber Gott werde es ihr schon noch heimzahlen, das Geld habe sie ja nun glücklich ins Trockene gebracht, nun könne der Herr da zugrunde gehen. Das wäre der Person recht. Aber der Herr sei schon noch stark genug, vielleicht doch wieder aufzukommen und es ihr zu zeigen. Gott schicke mancherlei Prüfung über die Menschen und gerade im Alter und bevor er sie heimrufe, die schwersten, wenn einer glaubt, er habe nichts mehr zu lernen und zu erfahren. Der alte Herr Rieck sei ja auch so einer, der meine, er brauche von niemand was zu wissen. Da liegt er jetzt und will nichts lernen. Versehen läßt er sich auch nicht. Darum muß er solange warten. Dann verstummte sie und beide saßen vielleicht eine ganze Stunde oder länger noch, in sich versunken nebeneinander, indessen der Alte gleichmäßig, ruhig und mit einem strengen Ausdruck schlief.

Dann begann die Alte wiederum, nach Art

der Menschen, die in hohen Jahren schwatzhaft werden und am liebsten jedes fremde Schicksal am eigenen erörtern, von sich selbst zu erzählen. Heinrich kannte ihre Geschichte bereits, doch erfuhr er sie jetzt erst vollständig, als die eines zufriedenen Opfers eigener Torheit. Diese arme, halbverhungerte, in Lumpen gehüllte Person, deren Gesicht gleichwohl einen zufriedenen, gefaßten, beinahe glücklichen, in sich versunkenen Ausdruck zeigte, war, noch vor kaum zehn Jahren, eine reiche Frau gewesen. Sie stammte aus einer altangesessenen Bürgerfamilie der Stadt, deren Name allein schon als Beispiel hohen Wohlstandes, sicherer moralischer Art und anerkannter Ehrbarkeit angeführt wurde. Sie war die Tochter eines launischen und selbstsüchtigen Vaters, der sie, wohl um sie bei sich zu behalten, an jedem Umgang mit Männern, an jedem Vergnügen ihrer jungen Jahre, an jeder Möglichkeit, sich zu verlieben und zu heiraten, verhinderte, so daß sie bei seinem Tode, obgleich eine der reichsten Erbinnen, doch so armselig erzogen und gewöhnt dastand, daß sie die schönere Hälfte ihres Lebens, ihre Jugend, in Dürftigkeit und Demut, in leerem Gehorsam und stiller Sklaverei vertan hatte. Als Vierzigerin fand sie sich nun Herrin eines Ver-

mögens, das sie weder zu verwalten, noch ange-
messen zu verwenden verstand, als Eigentümerin
dreier schöner Häuser mit alten Gärten, kostbarem
Silber und Porzellan, Altwiener Bildern. In die-
sem Besitze lebte sie ebenso eingezogen, ebenso welt-
fremd, ja wunschlos dahin, wie vordem, gleich
einer Magd ihres eigenen Hauses. Nur wenn sie
am Sonntag in die Kirche ging, putzte sie sich
mit dem Familienschmuck und schwerem Seiden-
kleide, mit alten Spitzen großartig heraus und
seufzte nach der vergangenen Jugend oder nach
sonst einem Wunder, das sie nicht einmal zu be-
nennen gewußt hätte. Dies Wunder war der
Mann und die Liebe und ein Frauenzimmer mag
noch so streng und so stetig davon abgehalten
worden sein, noch so fromm und gläubig sich
selbst davon wegwenden, es neigt sich doch alle-
zeit und seis im Stillen, ja gegen seinen Verstand
und Willen nach dieser Sonne, die brennt und
wärmt und ein Herz eröffnet und blühen macht.
Spät ging sie und trügerisch, aber nicht minder
heiß und notwendig auch für dieses Geschöpf auf.
Und Herr Rieck, der alte, kranke Mann hier,
hatte dafür den Vermittler gemacht, indem er
einen Schützling seines Freundes Eschgfäller, einen
in Graz verkrachten Abenteurer, von ähnlicher Ge-

mütsbeschaffenheit wie die beiden Genossen, der in Wien eine neue Existenz suchte, halb im Scherz, halb im Ernst auf dieses schön geschmückte Opferlamm verwies, als auf eine „gute Partie", mit der sich der abgetakelte Gesell wieder prächtig in Stand setzen könne. Dieser dunkle Ehrenmann, übrigens ein schöner, stattlicher Mensch von den besten Manieren, ein erprobter Weiberjäger und Schürzenfänger, ließ sich diesen Wink nicht zweimal geben, er verstand es, sich der alten Unschuld zu nähern, ihre leicht wie vertrocknetes Gras Feuer fangende Sehnsucht zu entzünden. Sie heiratete ihn und mit ihrem Gelde richtete er sich einen köstlichen Laden ein, den er mit wunderbaren Pariser Modellen ausstaffierte und insbesondere mit einem eigenen Probiersalon, der nicht so sehr für die Zwecke der Kundschaft, als zum Empfange jüngerer und schönerer Frauenzimmer ausgerüstet war, mit denen er Gelage und Freudenfeste abhielt. Das Geschäft bot nur den Vorwand für ein neues Leben voll Jubel und Wein, voll Verschwendung. Die alte Frau liebte ihn trotz dieser Betrügereien, von denen sie wußte, aufs innigste, wie einen Mann, der ihr zugleich Gatten und Kind bedeutete, sie liebte seine Tollheit und Gemeinheit und fand sich für allen

Kummer reichlich entschädigt, wenn er ihre Stirn streichelte und nachsichtig: „meine brave Alte" zu ihr sagte.

Lang dauerte die Ehe ja nicht, denn der Mann, der vor diesem Vermögen die eigene Kraft verschwendet hatte, verfiel einer galoppierenden Schwindsucht und starb eines Tages mitten in einem Gelage, indem er Ströme Bordeauxweines nach einem Blutsturz hinabgoß und lachte. Nach seinem Tode fand sich, daß er ohne Wissen der Frau in aller Eile glatt ihre drei schönen Häuser mit den alten Gärten, ihr Silber und Porzellan, ihre Altwiener Bilder aufgezehrt hatte. Ja, sie mußte noch ihre ganze Einrichtung sacht zugeben, um die übrigen Schulden zu begleichen und sich nun, ganz alt und hilflos in jene demütige Knechtschaft, aber notgedrungen begeben, in der sie ihre Jugend verbracht hatte. Der alte Rieck nahm sie als Bedienerin auf und nun verlebte sie ihr Alter in der verhärmten Erinnerung an den trügerischen Spätherbst, der sie so kurz angeglüht hatte.

Dies alles erzählte sie jetzt, aber ohne Zorn und Haß, vielmehr friedlich lächelnd, ja mit einem stillen Genügen und noch dem Lumpen eigentlich dankbar, der ihr dieses Schicksal verschafft, oder dem lieben Gott, der sie so wunderlich geführt

hatte und jeden dessen belehrt, was ihm gebührt, wenn er sich belehren lassen will, und wenn ers nicht hören will, einen also leben macht, wie es sein muß. Das Lächeln im Gesicht der alten Person, dieses demütige Geschehenlassen und Loben des Unerbittlichen, ergriff den Jüngling neben ihr doppelt stark, wenn er damit den furchtbaren Ausdruck verglich, der auf dem Gesicht des Kranken lag, wie eine eiserne Kette eines unwissenden Willens, der nur hält und trägt ohne Frage, ohne Sinn, ohne Ziel und ohne Zweck, aber, o wunderbar, ohne Furcht und ohne Zweifel über der täglichen unermeßlichen Schlucht. Was war doch sein Vater für ein Geschöpf dieser furchtbaren Welt, was sollte dieses Leben, durch ein hohes Alter immer gleich ruhelos erstreckt, immer neuen Begierden zugeführt, allen Wünschen sich besinnungslos überlassend, ja nach allem Bösen langend, alles Schlimme suchend, noch vor dem Anlaß, wie oft an eine Grenze gelangt, die andere fragen, sich besinnen, ängstlich werden und umkehren läßt. Der alte Mann aber stand jedesmal vor einer solchen Grenze und rannte mit dem Kopf gegen die Mauer und siehe, die Mauer gab nach. Andere leben mit Menschen und haben Weib und Kinder, Freunde, Aufgaben, gemeinsame

Gedanken, die sie mit anderen verbinden, denen sie eigene Bestrebungen unterordnen. Gewalt legt ihnen Gewalt an und innere, wie äußere Hemmungen halten sie von der bedingungslosen Durchsetzung ihres Selbst ab, etwas wie ein zugleich warnendes oder begütigendes Gefühl für andere Menschen lebt gleich einem warmen Strom von Blut in ihnen, von jenem Blut, das allen Irdischen gemeinsam ist und den Einzelnen mit allen verbindet, so daß er nicht abgelöst verharren, sich für sich allein nicht denken mag. Der da hatte Weib und Kind und doch war sein Blut mit keinem Menschenblut verwandt und strömte auf kein anderes Leben über, sondern kreiste in einer kalten Überfülle in diesen Adern. Der Mann da wußte, freilich auf andere Weise, als das Traumgeschöpf eines Philosophen, von Natur aus nichts von Gut und Böse, von sittlichem Geheiß oder Verbot, von innerer, eingeborener oder äußerer, aufgezwungener, doch zum andern Selbst gewordener Moral, er haßte vielleicht nicht einmal, sicher aber liebte er nichts und niemand, kaum sich selbst, denn er legte sich die verdrießlichsten Plagen auf, warum, und aus welchem Wollen und Müssen? Der alte Mann da ging wie eine Pflugschar scharf und hart durch des Lebens un=

fruchtbarsten Grund und ließ die Steine unter sich erknirschen und half doch keinem Acker. Der lebte, um zu leben und ohne, gegen alle zu leben, wie er es eben verstand und mußte. Keine Sehnsucht war in diesem fähigen Gehirn entfacht, niemals hatte es eine Frage verspürt, kein Besinnen hatte es gezähmt, nur die öde, heiße Begierde der Bewegung hatte den Mann fortgetrieben, als eine furchtbare Maschine, die mahlte, ohne was zu schaffen. Kein Gott wuchs in dieser Stirn, in diesem Herzen, das nur das Blut zu schöpfen und zu verteilen hatte, nichts sonst zu tun, man konnte ihn vor kein Gericht laden, denn wahrlich, der wußte nicht, was er tat, obgleich er wie nur einer alle seine Sinne beisammen hatte und findig war für zehn. Kein Gewissen sprach aus ihm und keine Mahnung eines Fremden hätte er verstanden, denn er lebte nach seiner Meinung doch immer so, wie es recht war.

Heinrich besann sich einer merkwürdigen Notiz, die er unlängst in einem alten Zeitungsblatte gelesen hatte und die ihn jetzt erst wie eine fürchterliche Erkenntnis traf. Im Karst, in der furchtbaren Stein- und Bergwüste und in einer menschenleeren Einsamkeit lebte ein Hirt mit seinen Herden. Ein scheuer, baumstarker Mensch, der nie in

eine Schule gegangen war, nie in die Dörfer hinabkam und unter seinen Tieren allein, in Fetzen gekleidet, lebte, in Höhlen schlief, an die Schafe gedrängt, doch kein Idiot, sondern eben jenes Maßes von Verstand und Sprache teilhaft, das den Menschen dieser Gegend eben gewährt ist. Als er einmal mit seinen Schafen über die Höhen stieg, verirrte sich ein fremder Wanderer hierher. Die Tiere erschraken und taumelten durcheinander und eines stürzte sich über die Felsen und zerschmetterte sich in der Tiefe. Da ergriff ein jäher Zorn den Hirten über den Mann, der seine Tiere und seine Ruhe gestört hatte, und er erschlug ihn mit der Hacke, die er bei sich trug, und ließ ihn liegen.

Man vermißte den Fremden und fand ihn bei der Schneeschmelze im Frühling oben in seinen Kleidern mit allem Bargeld und mit der goldenen Uhr, also unberaubt, liegen.

Da niemand sonst als der Hirte sich in der unwirtlichen Landschaft aufhielt, fiel sogleich der Verdacht auf ihn, als den einzigen mutmaßlichen Täter. Als man ihn ergriff, gestand er auch so- gleich, oder vielmehr, er schien nicht etwas zu gestehen, sondern nur ein Selbstverständliches zu berichten, als er erzählte, der Mann da habe ihn

und die Schafe gestört, darum habe er ihn erschlagen, und wußte gar nicht, daß er einen Mord verübt oder etwas Verbotenes, Strafbares, gar Entsetzliches getan habe, sondern hielt es für etwas Natürliches, Selbstverständliches und Angemessenes.

Das war nun doch kein einzelner, sagenhafter, verschollener, tierischer Hirt im Karst allein, das war ein Mensch auf dieser steinernen Erde, seines Vaters Bruder und Gleicher, so war auch der alte Mann da, der jedes Leben erschlug, das ihn störte, und mit gelassener Ruhe ein neues begann, wenn ihm das alte unliebsam geworden war, selbstverständlich ohne Wissen und ohne Arg. Nur daß er nicht gerade mordete oder Brand stiftete, denn die Formen der Untat sind unter den Menschen erleichtert und gesittet, man kann viel schlimmer morden, zerstören, vergiften, verbrennen und alles Hindernis niederstampfen, als mit Taten, die ein Richter straft, dessen Maß grob ist und ein Sieb, durch das alles Böseste durchgeht. „Mein Vater kann ruhig schlafen, dafür ist gesorgt, daß ein böses Herz immer sein gutes Gewissen hat. Leben, Menschen, Vater, Mutter, Liebe, Sehnsucht, Leid und Freude, was sind das für Worte in dieser Wüste, die kein Gott

ergrünen läßt, Worte wachsen auf Steinen, näh-
ren uns Worte, machen uns Worte zu Menschen?"

Der alte Mann schlug plötzlich die Augen auf, sah seinen Sohn mit einem ruhigen, klaren, fremden Blicke an und fragte gelassen, so daß Heinrich im Tiefsten vor dieser Kälte des Lebens, des Grabes erschauerte: „Was willst du?"

Schriften von Otto Stoessl

Essays:

Gottfried Keller, Band 10 der von Georg Brandes herausgegebenen Sammlung „Die Literatur", Berlin, Marquardt & Co.

Conrad Ferdinand Meyer, Band 25 der gleichen Sammlung, ebenda

Erzählungen:

Leile, Novelle, Berlin, Vita 1898

Bei Georg Müller, München:

Kinderfrühling, Novellen, Reiseaugenblicke, 1904

In den Mauern, Roman, 1907

Sonjas letzter Name, eine Schelmengeschichte, 1908

Negerkönigs Tochter, Erzählung, 1910

Egon und Danitza, Erzählung, 1911

Allerleirauh, Novellen, 1911

Morgenrot, Roman, 1912

Was nützen mir die schönen Schuhe, Erzählung, 1913

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt





